

11. Oktober 1926

EDUARD BERNSTEIN · RICHARD FISCHER ZUM GEDÄCHTNIS

FIN Kämpfer von nicht gewöhnlicher Intelligenz und Charakterstärke, ein weitblickender Verwalter und ein hochbegabter Dialektiker in politischen Diskussionen: das war Richard Fischer, den am 21. September dieses Jahres ein Herzkrampf aus den Reihen der deutschen Sozialdemokratie gerissen hat.

Richard Fischer war der Sprößling einer frommen katholischen Familie (ein Bruder von ihm wurde zum Geistlichen ausgebildet). Er wurde am 3. April 1855 in der kleinen Stadt Kaufbeuren im bayrischen Schwaben geboren. Schon als 15jähriger Bursch trat er in die Befreiungsbewegung der deutschen Arbeiterklasse ein. Er hatte in seiner Vaterstadt erst die Volksschule und dann einige Jahre eine sogenannte Lateinschule (den norddeutschen Progymnasien entsprechend) besucht und war alsdann nach Augsburg einer Buchdruckerei in die Lehre gegeben worden, um die Schriftsetzerei zu erlernen. Hier empfing er die Eindrücke, die seinem Leben die Richtung gaben.

Es war die Zeit der Krise des von J. B. von Schweitzer geführten Lassalleschen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, die zu dessen Spaltung und der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Eisenacher Programms führte, deren geistige Häupter August Bebel und Wilhelm Liebknecht waren. Lebhaft erörterungen wurden über die Stellung zu den schwebenden Fragen der innern politischen Gestaltung Deutschlands und den Problemen der politischen Organisation der Partei der Arbeiter gepflogen. Sie bewegten nicht zum wenigsten die Mitgliedschaft Augsburg des Lassalleschen Vereins, die sich Schweitzer gegenüber längere Zeit kritisch verhielt, und unter deren Führung sich Anfang 1870 fast sämtliche bayrische Mitgliedschaften des Vereins von diesem trennten und, weil sie nicht ohne weiteres sich den Eisenachern anschließen mochten, eine Zeitlang eine eigene Partei bildeten. An der Spitze der Partei in Augsburg aber standen 3 Schriftsetzer: Jacob Franz, Josef Neff und Leonhard Tauscher. Dies war die Situation, die der junge Richard Fischer in Augsburg antraf. Regen Geistes und lebhaften Temperaments folgte er den Diskussionen, er sog mit Inbrunst die sozialistischen Lehren ein, die ihm nun die in den Versammlungen ausgebotenen Schriften vermittelten; er war überhaupt ein fleißiger und gewissenhafter Leser.

Verhältnismäßig früh wurden die führenden Parteigenossen am Ort auf den feurigen Jüngling aufmerksam. Aber er hatte doch schon seine Lehrzeit im Beruf und einige weitere politische Lehrjahre hinter sich, als er im Jahr 1876 der Einladung folgte in die Redaktion des örtlichen Parteiorgans, des Augsburger Volkswillens, einzutreten. 2 Jahre hat er sich dort als Mitredakteur betätigt. Dann ging er, nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Chemnitz, nach Berlin, wo er zunächst wieder in der Druckerei des Organs der Partei, der Berliner Freien Presse, als Setzer arbeitete. Bald aber rief ihn nun eine ernstere Aufgabe an den Redaktionstisch. Es kamen die Attentate des Frühjahrs 1878 auf Wilhelm I, und in ihrer Folge die Attentatshetze Bismarcks und seiner ganzen politischen, richterlichen und polizistischen Meute auf die Sozialdemokratie. Der Reichstag wurde aufgelöst und ein Gewaltregiment gegenüber der Sozialdemokratie und ihrer Presse etabliert, das die Brutalitäten der Polizeiherrschaft der Reaktionsjahre nach 1848 weit hinter sich ließ. Mit ganz besonderer Vernichtungswut gingen Staatsanwaltschaft und Richter in Berlin gegen die Freie Presse vor. Jede etwas scharfe Kritik von Behörden, Staatseinrichtungen, Gesellschaftszuständen wurde zum Gegenstand einer Anklage gemacht, und Anklage hieß in 9 von 10 Fällen Verurteilung zu hohen Gefängnisstrafen. Die Stelle des verantwortlichen Redakteurs dieses Organs der Partei hieß, da die Partei unter den gegebenen Verhältnissen auf den politischen Kampf weniger als je verzichten konnte, somit sichere Anwartschaft auf hohe Gefängnisstrafe. In dieser gefährdeten Lage erklärte sich, nachdem schon einige verantwortliche Redakteure angeklagt und eingesteckt waren, Richard Fischer bereit in die Bresche zu springen.

Er hatte sich schon, obwohl noch in der Setzerei tätig, dadurch als Berater in der Redaktionsfrage bewährt, daß er, wo Redakteure oder Mitarbeiter sich zu Unvorsichtigkeiten der Ausdrucksweise hatten hinreißen lassen, den Leiter der Redaktion auf diese aufmerksam machte und so manche unnötige Bloßstellungen verhinderte. Seinem klaren Urteil war es denn auch geschuldet, daß er als verantwortlicher Redakteur zwar gleichfalls nicht von Anklagen und Verurteilung verschont blieb, aber den Richtern es doch unmöglich machte ihn für 11 als Vergehen angemerkte Äußerungen zu mehr als 7 Monaten Gefängnis zu verurteilen; in jenen Tagen eine ausnahmsweise milde Strafe. Er hat sie im Herbst und Winter 1878-1879 im Gefängnis zu Plötzensee bei Berlin verbüßt. Mittlerweile war das Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie beschlossen und mit unerhörter, die eigenen Versprechungen der Regierung mit Füßen tretender Härte in die Praxis umgesetzt worden, so daß kein noch so gemäßigt gehaltenes sozialistisches Blatt erscheinen durfte. Fischer wurde sofort, ehe er sich noch irgendwie politisch geregt hatte, auf Grund des sogenannten Kleinen Belagerungszustands aus Berlin ausgewiesen. Er ging nach Augsburg zurück und arbeitete dort wieder als Schriftsetzer. Als dann, Anfang Oktober 1879, in dem in Zürich erscheinenden Sozialdemokraten ein durch kein Maulkorbgesetz eingeengtes Organ für die deutsche Sozialdemokratie geschaffen worden war, das man in einer eigens dazu eingerichteten Druckerei herstellte, wurden Leonhard Tauscher und Richard Fischer veranlaßt im Interesse eines guten und zuverlässigen Betriebs der Druckerei von Augsburg nach Zürich zu übersiedeln, und sie haben die ihnen anvertraute Aufgabe zur größten Zufriedenheit der Partei gelöst. War Tauscher dem so viel jüngern Fischer in mancher Hinsicht an Übung und praktischer Erfahrung voraus, so zeigte sich ihm Fischer bald im

politischen Urteil überlegen, welcher Unterschied indes der kollegialischen Freundschaft der beiden keinen Abbruch tat. Der immer zur Kritik geneigte Fischer neckte zwar den schwerfälligeren Tauscher gern ein wenig, wußte aber dabei doch des Ältern Selbstgefühl zu berücksichtigen. Es herrschte dank den beiden ein angenehm berührender Ton in der Druckerei, der es mir, nachdem ich an der Jahreswende 1880-1881 die Redaktion des Sozialdemokraten übernommen hatte, stets zu einem Vergnügen machte diesen geheiligten Raum zu betreten.

Ich hatte Richard Fischer in Berlin nur sehr oberflächlich kennengelernt. Er war auf den Zusammenkünften der Leiter der Partei in Berlin wenig hervorgetreten, wie er es denn überhaupt nie geliebt hat Aufsehen zu erregen. Seinem hochentwickelten Tatsachensinn entsprach es mehr sich im engeren Kreis als Mitberatender zu betätigen und seine Kraft für die Ausführung gefaßter Beschlüsse zur Verfügung zu stellen. Daher sind wir uns erst in Zürich, wo uns beide die örtlichen Verhältnisse zu gemeinsamer Teilnahme an intimeren Besprechungen und Beschlußfassungen über auszuführende Aktionen nötigten, einigermaßen nahegetreten. Sein unbeugsamer Mut in der Vertretung jeweils unpopulärer Wahrheiten nahm mich sofort für ihn ein. Nicht, daß wir in den Diskussionen über Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Partei stets auf der gleichen Seite gestanden hätten. Es kam selbstverständlich auch vor, daß wir uns da in verschiedenen Lagern sahen. Und auch, wo wir in einer Frage grundsätzlich übereinstimmten, gab es gelegentlich doch eine Differenz zwischen uns über die zu unternehmenden Schritte. Dies war zum Beispiel der Fall, als Anfang 1885 die Reichstagsfraktion der Partei zu einer Regierungsvorlage Stellung zu nehmen hatte, die die Subventionierung von Dampferlinien nach Australien und Ostasien vorschlug. Wir waren beide im Gegensatz zur Mehrheit der Fraktion der Meinung, die auch Bebel und Liebknecht mit noch 3 Fraktionsmitgliedern vertraten, daß unsere Abgeordneten die Vorlage abzulehnen hätten. Aber während ich es für genügend hielt im Sozialdemokraten die Gründe zu entwickeln, die nach meiner Ansicht für die Ablehnung sprachen, hielt Fischer, im Verein unter anderen mit Julius Motteler, es für angezeigt die Mitgliedschaften der Partei zum Protest gegen die Haltung der Mehrheit der Fraktion aufzurufen. Er war eben damals das leidenschaftlichere Temperament.

Dieses Temperament betätigte er aber noch mehr im Kampf mit Leuten, die Ränkespinnerei in die Mitgliedschaften der Partei hineintrugen. Da kam es ihm, wenn es galt Intriganten ihr Spiel zu verderben, nicht darauf an als einzelner im Sturm gegen ungleich muskulöser gebaute Persönlichkeiten loszugehen. Nicht minder energisch war er am Platz, wenn es darauf ankam Agenten der Berliner Polizei zu entlarven. Wie er es in solchem Fall verstand Energie mit Umsicht und Geschick zu verbinden, hat er bei der Entlarvung des Polizeiagenten Haupt gezeigt, auf die Hermann Müller am 26. September in seiner Gedächtnisrede hingewiesen hat.

Von einer Persönlichkeit, die Einblick in die Akten der Berliner Kriminalpolizei hatte, war führenden Mitgliedern der Partei in Deutschland mitgeteilt worden, daß ein Metallarbeiter Haupt, vorher in Zürich und nun in Genf, bezahlter Agent der Berliner Polizei sei, und diese hatten dies auf Umwegen Motteler wissen lassen. Nun war uns Haupt nicht unbekannt. Die Nachricht überraschte uns nur deshalb, weil Haupt sich stets als ein außer-

gewöhnlich stiller und zurückhaltender Mensch aufgeführt hatte. Indes mußte die Sache aufgeklärt werden, und Fischer übernahm es ihr auf den Grund zu gehen. Er fuhr nach Genf, lud dort die Mitglieder der deutschen Sozialdemokratie, darunter natürlich Haupt, zu einer streng vertraulichen Besprechung ein, setzte sich, als er sie zusammen hatte, neben Haupt, legte ihnen dar, es sei uns mitgeteilt worden, daß sich in Genf im Deutschen Arbeiterverein ein Spitzel der Berliner Polizei befinde, und eröffnete eine Besprechung darüber, wie man den Betreffenden gegebenenfalls ausfinden könne. Nachdem verschiedene darüber hin und her geredet und gemutmaßt hatten, nahm er von neuem das Wort, erklärte, er habe auch eine Meinung, drehte sich dann schnell zu Haupt um und schrie ihm, die Hand gegen ihn gestreckt, laut zu: »Der Spitzel bist *du*, und kein anderer.« Die Wirkung war ein völliger Zusammenbruch des Angeredeten. Totenbleich brach er zusammen, vermochte kein Wort hervorzubringen. Als Fischer ihn dann aufforderte sich rundheraus als Agent der Polizei zu bekennen, tat er das, setzte aber hinzu, er schwöre bei allem, was heilig sei, daß er niemals der Polizei einen deutschen Genossen denunziert oder etwas, was die deutsche Partei schädigen konnte, in die Hände gespielt sondern immer nur über Vorgänge im Lager ausländischer Sozialisten berichtet habe. Und dabei ist er auch in Zukunft geblieben. Von Fischer dazu getrieben, begleitete er diesen auf der Rückreise nach Zürich, legte uns dort unter Tränen erneut sein Geständnis mit diesem Zusatz ab, schrieb mir auch noch ein paarmal aus Genf in gleichem Sinn und flehte inständig, wir möchten seinen Namen aus der Liste der Polizeispitzel streichen, was ich ihm nach Lage der Dinge nicht zusagen konnte. Dann wanderte er nach Südamerika aus, fand in Buenos Aires in seinem Spezialberuf, der Eisengießerei, Arbeit, wurde, da er sein Fach gründlich verstand, Leiter eines großen Röhrenwerks für die gerade in Angriff genommene Kanalisation und brachte es so in wenigen Jahren zu einem gewissen Wohlstand, den er zu einer Reise nach Europa benutzte, um uns aufs neue persönlich seine relative Unschuld zu beteuern. Wir hatten keine Möglichkeit die Richtigkeit seiner Erklärung nachzuprüfen, doch halte ich es für möglich, daß er die Wahrheit sprach. Das Spitzelsystem hat manche von Hause aus grundehrlichen Leute dahin gebracht sich zu prostituieren.

Jedenfalls hatte Richard Fischer in diesem Fall sich auf der Höhe seiner Aufgabe gezeigt. Und es ist nicht das einzige Mal geblieben. Auch war er ein erfolgreicher Helfer bei der Ermittlung neuer Wege, Ausfallstore, wie wir sie nannten, den Sozialdemokraten in das Reich zu schmuggeln. Als daher im April 1888 der Stab des Blattes aus der Schweiz ausgewiesen und Redaktion, Druckerei und Vertrieb nach London verlegt worden waren, ward Fischer, der mit Tauscher auf unsern Wunsch unserer Übersiedelung gefolgt war, nach einiger Zeit der Arbeit in der Setzerei, Mitarbeiter Mottelers in der Leitung der Versendung des Sozialdemokraten, in welcher Tätigkeit er sich schon in Zürich in der Zeit bewährt hatte, da Motteler bereits nach London gereist war, die Versendung aber noch von Zürich aus besorgt werden mußte. Zugleich hatte er damals einen Teil meiner Redaktionsarbeit besorgt.

Der Fall des Sozialistengesetzes im Jahr 1890 bringt ihn nach Deutschland zurück. Und damit beginnt die bedeutendste Epoche seines Wirkens: die Tätigkeit an der Seite und im Rat der Großen der deutschen Sozialdemokratie, der Ignaz Auer, August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Hermann Molkenbuhr, Paul Singer. Am ersten Parteitag der Partei auf deutschem Boden, in

Halle /1890/, nimmt er als Delegierter teil, und er begründet dort eine von ihm und dem dann jung verstorbenen Örtel /Nürnberg/ beantragte Resolution, die der Reichstagsfraktion der Partei im Gegensatz zu der damaligen Opposition der "Jungen" für ihre Tätigkeit Zustimmung und Anerkennung ausspricht. Seine Rede ertzt laut Protokoll »allseitige Zustimmung und Händeklatschen«, die Resolution wird einstimmig angenommen, und Fischer fast ebenso einstimmig neben Auer als Schriftführer in den Parteivorstand gewählt. Die Amtsgemeinschaft mit Auer hat zu einer Freundschaft mit diesem geführt, der nur der Tod ein Ende machen konnte. Keiner hat ihm geistig so nahe gestanden wie Ignaz Auer. In der Auffassung von der Natur der sozialistischen Bewegung, ihren Aussichten und Möglichkeiten sowie den Pflichten, die sie ihren Anhängern auferlegte, insbesondere der Notwendigkeit starker Parteidisziplin, und in der Beurteilung der einflußreicheren Parteiführer stimmten sie völlig überein. Beide stellten die Aufrechterhaltung des festen Zusammenhalts der Partei über alles. Daher man sie bei den ernsthaften Konflikten in der Partei, die diese im letzten Jahrzehnt des 19. und im 1. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts heimsuchten (den Weltkrieg hat Auer ja nicht mehr erlebt), je nachdem die eine oder die andere der Richtungen die Partei zu spalten drohte, abwechselnd mehr dem linken oder mehr dem rechten Flügel zuneigen sieht.

Im allgemeinen hatte eine nüchterne Einschätzung der politischen Kräfte sie zu Gegnern aller übertreibenden Illusionen über die Nähe der Verwirklichung des Sozialismus gemacht. Als aber im Sommer 1891 Georg von Vollmar auf Grund einer ähnlichen Betrachtungsweise ein ganzes Programm opportunistischer Politik entwickelte, sehen wir auf dem Parteitag von Erfurt Fischer energisch für eine Resolution eintreten, für die dann auch Auer das Wort nahm, die beantragte einer von Vollmar akzeptierten Resolution Bebels, wonach die Vertreter der Partei, ohne auf die Erlangung von Konzessionen seitens der herrschenden Klassen zu verzichten, »immer das ganze und letzte Ziel der Partei im Auge haben« sollten, den Satz anzufügen:

»Der Parteitag erklärt hierbei ausdrücklich, daß er den Standpunkt, welchen Vollmar in seinen 2 Münchener Reden vom 1. Juni und 6. Juli dieses Jahres mit Bezug auf die nächsten Aufgaben der deutschen Sozialdemokratie und die einzuschlagende Taktik eingenommen hat, nicht teilt sondern denselben als für die weitere Entwicklung der Partei verhängnisvoll betrachtet.«

Auf dem nächsten Parteitag, in Berlin /1892/, ist Fischer Referent des Parteivorstands für dessen Rechenschaftsbericht: ein Beweis, wie sehr dieser sein taktisches Geschick und die Weite seines Horizonts würdigte. Auf dem Kölner Parteitag /1893/ greift er in die durch den Gegensatz Bebel-Legien hervorgerufene Debatte über das Verhältnis von Partei und Gewerkschaft ein und verteidigt die Parteiführung gegen den Vorwurf die Gewerkschaftsbewegung zu gering einzuschätzen.

Bei der Mitte Juni 1893 vorgenommenen Neuwahl des wegen Ablehnung einer Heeresvorlage aufgelösten Reichstags war er von der Parteimitgliedschaft des damaligen 2. Berliner Reichstagswahlkreises als deren Kandidat aufgestellt worden, hatte im Wahlkampf den grundsätzlich antimilitaristischen Standpunkt der Partei mit größter Schärfe vertreten und seinen bürgerlich-freisinnigen Gegenkandidaten, den sehr populären Rudolf Virchow, aus dem Feld geschlagen. Von da ab ist er, solange das alte Wahlsystem bestand, dem Wahlkreis, und fast ohne Unterbrechung auch dieser ihm, treugeblieben.

Zunächst hatte er freilich keine große Freude am Mandat, und zwar, weil es ihm zu viel von seiner Arbeitszeit raubte. »Ich war ein Esel, daß ich ein Mandat annahm«, schreibt er mir am 18. Januar 1894. Er hatte Ende 1893, auf Wunsch der Parteileitung, seine Stelle im Parteisekretariat mit der nicht minder verantwortungsvollen Stelle des Leiters der Parteibuchhandlung vertauscht und erklärte mir nun, warum er bestimmte Kapitel aus der Gesamtausgabe von Lassalles Schriften noch nicht gelesen hätte:

»Ich selbst bin noch nicht dazu gekommen sie zu lesen, weil auf dem Sekretariate nicht bloß die Wochentage und Abende, sondern auch die Sonntage zum Achtstundentag mit Sonntagsruhe zählten. Und bis jetzt bin ich hier vom Regen in die Traufe gekommen.«

Er sei, fügte er hinzu, »literarisch die letzten Jahre völlig verwahrlost«. Er nahm eben seine Aufgaben durchaus ernst. Aus seinen Briefen, die er mir in jenen Jahren schrieb, leuchtet immer wieder das Streben hervor den Verlag des Vorwärts auf wissenschaftlicher Höhe zu halten. Das war nun keine so leichte Sache, erforderte vor allem viel Lesen; Außenstehende haben aber keine Ahnung davon, in wie hohem Grad Lesen für den Leiter eines Verlags wie für einen leitenden Redakteur Arbeit, nicht selten sogar recht quälende Arbeit ist. Die Herausgabe der Briefe Richard Fischers aus der Zeit seiner Leitung der Buchhandlung Vorwärts gäbe ein klares Bild dessen, was er damals neben seiner öffentlichen Tätigkeit noch geleistet hat.

Jener Zeit gehört auch sein Briefwechsel mit Friedrich Engels über die Herausgabe der Abhandlung Marx' über die Klassenkämpfe in Frankreich 1848 bis 1850 und des von Engels geschriebenen Vorworts dazu an. Die Tatsache, daß Fischer, im Verein mit Auer, Bebel und Singer, Engels veranlaßt hat einige Stellen in dem Vorwort zu ändern, hat, wie man weiß, zu allerhand Angriffen auf ihn geführt; aus dem Lager der Kommunisten ist ihm sogar die Beschuldigung nicht erspart geblieben, er habe da Engels »gefälscht«. So mag es denn am Platz sein aus seinen diese Angelegenheit betreffenden Briefen an Engels einiges wörtlich anzuführen, das übrigens auch parteigeschichtlich nicht uninteressant ist. Die Stellen lauten:

BRIEF VOM 6. MÄRZ 1895: »Lieber General! Schon beim Durchlesen des Manuskriptes Deiner Einleitung hatte ich Bedenken gegen einzelne Passagen, und zwar waren es Bedenken mehr parteipolitischer als strafgesetzlicher Art. Ich wollte aber erst die Korrektur abwarten und habe jetzt, mit August [Bebel], Paul [Singer] und Nazi [Auer] Rücksprache genommen. Wir haben uns über die hier beiliegende Korrektur geeinigt und möchte Dich bitten Dich unserer Auffassung anzuschließen. Wir gingen von dem Gedanken aus, daß die beanstandeten Stellen sehr leicht auf die Mühle unserer Gegner geleitet werden könnten. Und das müssen wir gerade heute besonders zu vermeiden trachten. Wenn nicht alles trügt, scheint die Umsturzvorlage zu "versumpfen", und insofern bist Du gegen die Rintelen und Spahn sehr grausam. Nun wirst Du aber selber zugeben, daß es einem böswilligen Gegner nicht schwer werden dürfte als Quintessenz Deiner Ausführungen zu präsentieren 1) das Geständnis, daß wir bloß deshalb heute noch keine Revolution machen, weil wir noch nicht stark genug sind, weil das Heer noch nicht genügend infiziert ist — quod erat demonstrandum für die Umsturzvorlage und 2) daß wir im Falle eines Krieges oder sonstiger schwerer Verwickelungen, analog der Commune, die Fahne des Aufruhrs angesichts des Landesfeindes etc. erheben würden. Solches "Material" wäre heute gerade "gefundenes Fressen", und alle Erklärungen unsererseits würden nur als Entschuldigungs- oder Ablehnungsversuche aufgefaßt werden.«

BRIEF VOM 14. MÄRZ 1895: »Lieber General! Besten Dank für Deine Bereitwilligkeit für unsere Korrekturvorschläge. Du gehst aber bei Deinen Bemerkungen von ganz falschen Voraussetzungen aus. Es fällt keinem von uns ein »uns mit Leib und Seele der Gesetzlichkeit zu verschreiben« ... Es würde uns das, da hast Du auch ganz recht, niemand glauben, am allerwenigsten jetzt gerade. Wenn nun das also auch ein albernes Spiel wäre, so wäre es doch auch wieder ebenso töricht, woll-

ten wir gerade jetz unsere Stärke darin suchen dem Gegner, der uns mit der Umsturzvorlage an der Gurgel kniet, immerfort die Drohung zuzuschreien: Warte nur, wenn ich erst mal mich wieder rühren kann, dann schneide *ich* dir die Gurgel glattweg ab. Du tust uns wohl auch darin Unrecht, daß Du annimmst, wir hätten uns von den Gegnern dazu drängen lassen die Verpflichtung zur Gesetzlichkeit auch als eine *moralische* anzuerkennen. Das ist von keiner Seite geschehen; im Gegenteil, vom Alten [Liebknecht] sowohl wie von August [Bebel] ist gerade in jüngster Zeit mit aller Schärfe wiederholt betont worden, daß Verfassungs- und Gesetzesbruch von oben nach unten alle Verpflichtungen von unten nach oben aufhebe... Und Du wirst auch sehen, daß wir den Franzosen, Italienern usw. keine Gelegenheit geben werden nach der Richtung hin über uns die Nase zu rümpfen, so wenig als wir vergessen oder verleugnen, daß wir in Wyden das »gesetzlich« aus dem Programm gestrichen und es in Erfurt nicht mehr aufgenommen haben. Im übrigen weißt Du das alles auch, sonst hättest Du ja Deine Zustimmung zu den Korrekturen nicht gegeben.« BRIEF VOM 13. APRIL 1895: »... Nun habe ich die Absicht für unsern Verlag ein neues Lieferungsunternehmen anzubahnen und hoffe dafür den Parteivorstand zu bestimmen. Alle Sachen, die einen größern Umfang und dementsprechend höhern Preis haben, finden bei uns schwer und ungenügend Absatz. Unsere Aufgabe ist es aber doch auch den Leuten bessere, umfangreichere Schriften zugänglich zu machen und sie zum Lesen ernsterer Sachen zu zwingen. Möglich erscheint mir das nur auf dem Wege der Lieferungs Ausgabe. Gründen wir nun eine Vorwärtsbibliothek (oder wie sie sonst getauft wird) in 14tägigen Heften, so kann man darin auch solche bessere umfangreichere Hefte aufnehmen und braucht sich bloß danach zu richten, daß die Einzelbandausgabe ihr in bezug auf den Umfang möglichst gleicht.«

Fischer knüpft hieran Mitteilungen über ihm teils schon eingereichte und teils in Aussicht gestellte größere, ihm für das Lieferungs werk geeignet erscheinende Arbeiten sozialistischer Schriftsteller und führt dann aus, wenn er dieses Unternehmen richtig einführen wolle, so müsse er in dem Prospekt natürlich von den besten sozialistischen Namen Beiträge in Aussicht stellen. Und da hielte er es für sehr vorteilhaft, wenn der Verlag das Versprechen abgeben könne, daß darin alle die zerstreuten, nicht an feste Verlage gebundenen Arbeiten Marx', von Engels herausgegeben, erscheinen würden, und er auch irgendwelche eigene Arbeit Engels' in Aussicht zu stellen in der Lage sei; auf die Zeit komme es da nicht an, er bitte nur Engels um möglichst baldigen Bescheid, wie er sich zu der Sache stelle. Ob und was Engels darauf geantwortet hat, weiß ich nicht. Eine Zusage wird er schwerlich gemacht haben, da die Krankheit, der er Anfang August 1895 erlag, schon damals seine Arbeitskraft lähmte. Indes mußte der Plan, dessen Ausarbeitung und Vorbereitung Fischer sich viel Arbeit hat kosten lassen, auch aus anderen Gründen aufgegeben werden. Das hat nicht gehindert, daß die Zeit, in der Fischer die Buchhandlung Vorwärts leitete, wie man aus den jährlichen Berichten des Parteivorstands über deren Ergebnisse ersieht, literarisch und finanziell in hohem Grad ertragreich war. Nicht minder war Fischer an seinem Platz, als ihn dann die Parteileitung in Berlin an die Spitze der von ihr übernommenen Buchdruckerei des Vorwärts stellte: ein Amt, das neben hervorragender Beherrschung technischer Probleme auch die Kunst erforderte mit einem Personal höchstehender Qualitätsarbeiter ohne die Anwendung von Maßnahmen gut auszukommen, zu denen bürgerliche Unternehmer gegebenenfalls zu schreiten pflegen. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich die Tatsache, daß er den Anforderungen dieser Kunst glänzend gerecht geworden ist, auf die Achtung zurückführe, die sein großes Wissen, sein warmherziges soziales Verständnis und sein unermüdlicher Fleiß dem Personal abgewannen.

Als Parlamentarier ist Fischer verhältnismäßig selten hervorgetreten. Nicht, daß es ihm an den für einen solchen erforderlichen Fähigkeiten gefehlt, oder

daß man seine Gaben verkannt hätte. Er war ein Meister der freien Rede und ein höchst schlagfertiger Debatter. Wenn er das Wort nahm, verfehlte es kaum je seine Wirkung. Wiederholt ist er bei besonders wichtigen Fragen von der Fraktion als ihr Redner vorgeschickt worden, und nie hat er sie enttäuscht. Er hat den Feinden der für ihre Befreiung kämpfenden Arbeiterklasse von der Tribüne des Reichstags aus wuchtige Hiebe erteilt, die um so schärfer trafen, weil er nur selten sprach. Er verband eine hochgradige innere Leidenschaftlichkeit mit einer starken geistigen Selbstdisziplin, die das Feuer, das in ihm glühte, regelte und doch nicht verbarg. So war er denn auch ein überaus wirkungsvoller Volksredner. Man konnte ihm, den es beim Reden selten am Rednerpult hielt, nicht zuhören, ohne von der Erregung, die ihn erfüllte, mit angesteckt zu sein. Aber er geizte nicht nach Redner Ruhm, er drängte sich niemals in den Vordergrund. Es genügte ihm durchaus ein Kämpfer in Reihe und Glied zu sein und als solcher von den Mitkämpfern anerkannt zu werden.

In Reihe und Glied: das war die Richtschnur seines Wirkens in der Partei. Sie stand ihm bei allen im Parteileben zu treffenden Entscheidungen als tiefempfundenes Motto obenan. Wir haben gesehen, wie er in Fällen, da der Zusammenhalt der Partei ernsthaft bedroht schien, gegen Parteimitglieder Stellung nehmen konnte, deren Anschauungen er näher stand als denen der Gegenseite. Sein von Hermann Müller in der Gedächtnisrede auf der ihm gewidmeten Trauerfeier der Partei zitierter Ausspruch »Für die Partei kann man alles« kennzeichnet in der Tat sein Wesen als Parteimann. Er proklamierte nun nicht etwa das Recht der Partei den Mitgliedern Unbilliges zuzumuten. Im Gegenteil. Die Erkenntnis, daß der Zusammenhalt der Partei einen hohen Grad von geistiger Freiheit der Mitglieder zur bedingenden Voraussetzung hat, ließ Fischer für Tolerierung von Meinungen eintreten, die beim Gros der Partei als ketzerisch verrufen waren. Das »alles« übersetzte sich bei ihm eben in freiwillige Einordnung in die Kampflinie der Partei bei Durchführung von Beschlüssen, denen reife Überlegung vorangegangen war. Von aus bloßer Stimmung eingegebenen Parolen mochte er nichts wissen. Wenn er auf dem Parteitag von Nürnberg /1908/ mit dem von Müller zitierten Wort die süddeutschen Genossen ermahnt in der Frage der Budgetbewilligung dem Mehrheitsbeschluß der Partei Folge zu geben, so tritt er 2 Jahre später in Magdeburg auf das schärfste dem Bestreben entgegen den Süddeutschen Unterwerfung unter einen Gesinnungszwang zuzumuten.

Wie er sein Leben lang darauf bedacht war sein Wissen zu erweitern und sein Erkennen zu vertiefen, so achtete er willig abweichende Meinungen, wenn ihnen solides Studium zugrunde lag. Seine Geistesrichtung brachte ihn gelegentlich in Meinungskonflikte mit August Bebel. Aber er verkannte nie und schlug es hoch an, daß auch dieser ein beständig Lernender war. Den »bienenfleißigen August« nennt er ihn einmal anerkennend in einem Brief an mich. Bienenfleißig war auch er, und um so mehr ist es zu bedauern, daß er bei seinen großen Qualitäten sich schriftstellerisch kaum betätigt hat. Der Grund dafür ist in seiner starken Selbstkritik zu suchen. Er war in literarischen Anforderungen gegen sich selbst mindestens so streng wie er es Dritten gegenüber sein konnte.

Sein Wesen war eine schöne Mischung von Vernunft und Seele. Wenn er ein glücklicher Gatte war, so dankte er dies nicht nur dem Umstand, daß

die Gunst des Schicksals ihn 1879 in Augsburg die Lebensgefährtin finden ließ, die ihm die treueste, selbstloseste Kampfgenossin wurde, sondern auch der eigenen Anlage, die ihn den hohen Wert dieser Gunst in vollstem Maß erkennen und würdigen ließ. Ein glücklicher, geliebter und liebender Gatte, ein liebender und geliebter Vater ist durch seinen Tod seinen Angehörigen verloren gegangen. Und das ist auch das Kennzeichen seines Verlustes für die Partei, für die er sein Leben lang gelebt und der er so vieles geleistet hat. Sie hat durch seinen Tod einen der Treuesten verloren, und diejenigen Kameraden, die ihn näher gekannt haben und ihn in seinem Wirken zu verfolgen Gelegenheit hatten, werden nie vergessen, welchen Dank dem Dahingeschiedenen die Sozialdemokratie schuldet.

Es wäre ein begrüßenswerter Tribut der Dankbarkeit, wenn sie ein Bild dessen, was er geistig der Partei gewesen ist, durch Ausgabe einer Zusammenstellung von Auszügen aus seinen Reichstags- und Parteitagsreden den Nachkommenden zugänglich machte.

CARL SEVERING · EIN MANN DES AUFBAUS



Am Mittag des 17. August führte mich eine Dienstreise nach Westfalens größter Stadt mit Ernst Mehlich, dem Reichs- und Staatskommissar des Ruhrkohlengebiets, zusammen. Unser Gespräch brachte uns, wie so oft, auf die gemeinsam erlebten Ereignisse des Jahres 1919-1920, die mit dem Riesenausstand der Bergarbeiter begannen und mit den blutigen Nachwirkungen des Lüttwitzputsches im Industriegebiet endeten. Mehlich beklagte es, daß sich noch kein Geschichtsschreiber gefunden hätte, dessen Schilderungen die Geschehnisse des wilden Jahres der Nachwelt überliefern würden. Und schließlich kamen wir überein die Dokumente und Materialien aus der Zeit unserer gemeinsamen Wirksamkeit zu sammeln und selbst so etwas wie eine geschichtliche Darstellung der Riesenkämpfe im industriellen Westen nach der Staatsumwälzung zu versuchen. Ein Weg aus dem Chaos wollten wir das Schriftchen nennen, eine Bezeichnung, die weder zu düster noch zu ruhmredig denen erschienen wäre, die das Jahr 1919 im Ruhrbezirk miterlebt hatten. Galt es einmal das Ersaufen der Bergwerke zu verhindern, so kam es später darauf an die gewaltsame Sprengung von Werksanlagen zu verhindern. War es zunächst das gemeinsame Ziel durch eine ausreichende Ernährung der Bergarbeiter deren Arbeitskraft und Arbeitslust wieder zu wecken, so mußte später alles eingesetzt werden, um die sogenannte direkte Aktion zur Erzwungung der Sechsstundenschicht im Bergbau unwirksam zu machen. Am Abend des 18. August wollten wir in Berlin das Nähere zur Ausführung des Plans besprechen. Eine Sitzung im Reichsarbeitsministerium, die unter anderm den aktuellen Lohnfragen im Ruhrbergbau galt und sich bis in die späten Abendstunden ausdehnte, ließ es nur zu einem kurzen Zusammentreffen kommen. Mit Mehlichs rheinischen Kollegen und dem Reichstagspräsidenten Paul Löbe ging das Gespräch. Und dann nahm Mehlich Abschied. Wenige Stunden später lag die irdische Hülle des schmächtigen, aber lebensstarken und lebenswilligen Mannes, bis zur Unkenntlichkeit zerquetscht, an einer Eisenbahnböschung der hannoverschen Heide, deren weite blühende Flächen gar nicht zu dem Bild des Todes und der Zerstörung passen wollten, das das Verbrechen von Leiferde geschaffen hatte.

Ernst Mehlich war einer der Männer, deren heißestes Streben darauf gerichtet war aus dem Trümmerhaufen der zusammengebrochenen deutschen Wirtschaft einen Weg ins Freie, einen Weg zum Wieder-, besser zum Neuaufbau zu suchen. Der Reichs- und Staatskommissar für Rheinland-Westfalen wurde Vorläufer und Vorbild für die Einrichtung der Schlichter, die das Reichsarbeitsministerium zur Beilegung gewerblicher Streitigkeiten eingesetzt hatte.

Das Ruhrbecken mit seinen Bergwerken und Hochöfen, Glashütten und Walzwerken, mit den riesigen Arbeitermassen, von denen nur ein verhältnismäßig kleiner Teil bodenständig werden konnte und bodenständig geworden war, hat mit seinen Stätten der Urproduktion und seinen Bodenschätzen trotz der Abwanderung der Kohle immer noch die höchste Bedeutung im industriellen Leben Deutschlands. Aber in ihm tobten auch die erbittertsten Lohnstreitigkeiten. Mehlichs Aufgabe gerade in diesem Bezirk unnötigen Produktionsstörungen entgegenzuwirken war nicht leicht. Auf der einen Seite standen die zum Teil sehr gering entlohnten Arbeiter, die durch den in früheren Jahren betriebenen Ungeschmack im Bauwesen in licht- und freudlosen Wohnungen hausten. Auf der andern Seite war nicht zu bestreiten, daß die durch den Krieg bewirkte Zerschneidung der Wirtschaftsbeziehungen der Ruhrindustrie zum Ausland die Werke zu Einschränkungen, zu größerer Wirtschaftlichkeit zwang. In diesem Interessenstreit zu vermitteln, Kämpfe zu verhüten, die leicht beide Lager zum Verbluten hätten führen können, war nicht nur ein schweres sondern, rein äußerlich betrachtet, auch undankbares Unternehmen. Und als dann noch die schlimmen Monate des Jahres 1923 hinzutraten, die Monate des rapiden Währungsverfalls, der Ruhrbesetzung und der Kommunistenunruhen, da schienen die Aufgaben, vor die sich nunmehr der Reichs- und Staatskommissar und seine Mitarbeiter gestellt sahen, schier unlösbar zu werden.

In der größern Gefahr erwies Mehlich sich auch als der größere Mann. Unter seiner Führung fanden sich die Vertreter sämtlicher Arbeiterorganisationen, aber auch die Vertreter der Industriellenverbände zusammen, um über die durch die Besetzung des Ruhrgebiets notwendig werdenden Maßnahmen zu beraten. Er wurde sehr bald ausgewiesen, mußte mit seiner kranken Frau und seinen 7 Kindern das Brot der Verbannung kosten. Doch dieses Geschick, das er mit Tausenden seiner Kameraden teilte, hat ihn nicht in das Lager der Revanchepolitiker getrieben, hat ihn nicht zum Chauvinisten gemacht. Er wußte, daß eine Besserung der deutschen Wirtschaft nur durch engste Anlehnung an unsern westlichen Nachbarn möglich sei, und daß die Verzweiflungs- und Abenteuerertaten der sogenannten Sabotagekolonnen die notwendige Verständigung mit ihm unendlich erschweren würden. Er war es, der beim Besuch des Reichspräsidenten Ebert in Hamm Mitte März 1923 im Namen der Arbeiterorganisationen die Reichs- und Staatsregierung ersuchte mit aller Entschiedenheit gegen diejenigen Elemente einzuschreiten, die, ohne Kenntnis der Schwierigkeiten und ohne Verbindung mit dem Land und den Leuten der Roten Erde, eine Politik der Vergeltung zu treiben versuchten.

Ernst Mehlich hat Genf nicht mehr erlebt. Aber in ihm glühte die Überzeugung, daß allen finsternen Gewalten zum Trotz sich doch eines Tages die Erkenntnis durchsetzen würde, daß ein Vernarben der deutsch-französischen Wunden auch zur Heilung Europas führen müsse. Auch mit dieser Anschauung stand er auf dem gleichen Boden wie die Sozialistischen Monatshefte,

MAX SCHIPPEL · HANDELSPOLITISCHE GRUPPENBILDUNG, KONTINENTALEUROPA UND FREI-HANDEL

MAN kann die Erörterung von Fragen mitunter dadurch am schwersten hemmen, daß man sich sofort in verwirrende Einzelheiten verliert, anstatt zunächst die wesentlichsten Grundzüge schärfer herauszuarbeiten und durchzudenken. Beim Kontinentaleuropaproblem ist man trotz allen unleugbaren Fortschritten der Diskussion gleichfalls auf dem besten Weg dazu. Man studiert und sammelt die Ein- und Ausfuhrstatistiken der in Frage kommenden Einzelländer; man häuft darauf womöglich noch die Ein- und Ausfuhrstatistiken der angeblich bedrohten und gegebenenfalls Vergeltung übenden Außenseiter und sucht dadurch eine vermeintlich entscheidende Gewinn- und Verlustrechnung zu erzielen. Aber die meisten hierbei eingesetzten Größen und Werte sind ganz außerordentlich wandelbar; unter neuen handelspolitischen Voraussetzungen gestalten sie sich sofort beträchtlich abweichend und oft vollkommen andersartig. Scheinbar schwerwiegende Widersprüche der Interessen verflüchtigen sich unter andersartigen Konstellationen; andererseits kündigen sich alsdann zuweilen ganz unerwartete neue Probleme an. Wer gern Bedenken über Bedenken erhebt, und noch mehr, wer sich aus Bequemlichkeit und Gedankenträgheit nicht gern vom Althergebrachten loslöst, weicht daraufhin der "uferlosen" Auseinandersetzung recht bald nach Möglichkeit ganz aus.

In Wahrheit liegen für das Problem der kontinentaleuropäischen Wirtschaftsannäherung die Vorfragen und die maßgebenden Grundzüge gar nicht so verwickelt. Es handelt sich schließlich nicht einmal um einen ersten beispiellosen Vorstoß, den Kontinentaleuropa gegen England oder gegen andere Außenseiter zu unternehmen sich anschickt, sondern zu einem guten Teil um eine vielleicht unvermeidliche, zum mindesten jedoch ohne weiteres begreifliche Reflexbewegung, deren primäre Ursachen gerade bei den Außenseitern zu suchen und zu finden sind.

Vor allem besitzen wir die folgenschwerste handelspolitische Gruppenbildung, und zwar nicht erst seit heute und gestern, im britischen Weltreich. Der englische Freihandel in Theorie und Praxis bedeutete international der einst nicht bloß Abschaffung der Schutzzölle sondern zugleich Abschaffung aller handelspolitischen Sonderbegünstigungen zwischen den verschiedenen Mutterländern und ihren zugehörigen Kolonien. »Wir haben«, legte Lord John Russell, der Nachfolger Peels, am 8. Februar 1850 im Unterhaus dar, »dem ganzen System kommerziellen Monopols in den Kolonien ein Ende gesetzt. Wir haben rundweg erklärt, einerseits, daß, wenn wir ähnliche Erzeugnisse brauchen wie sie unsere Kolonien produzieren, wir bereit sind sie aus anderen Erdstrichen zu beziehen, und andererseits haben wir den Kolonien freigestellt sich beliebig aus jedem andern Land als unserm eigenen zu versorgen und die Erzeugnisse Großbritanniens mit den gleichen Zöllen zu belegen, die sie fremden Produktionen auferlegen.« England auf der Höhe seiner handelspolitischen Reformen legte dieses Prinzip der offenen Tür, wie man es damals verstand und nach den Grundanschauungen der Freihandelschule gar nicht anders verstehen konnte, sogar vertragsmäßig fest; was es

für den heimischen, rein mutterländischen Freihandel bis zur Gegenwart niemals tat. »In den Kolonien und Besitzungen«, lautete 1865 der Artikel 7 des Vertrags mit dem Deutschen Zollverein, »sollen die Erzeugnisse der Staaten des Zollvereins keinen höheren oder anderen Eingangsabgaben unterliegen als die gleichartigen Erzeugnisse des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland. . . Und es soll die Ausfuhr aus diesen Kolonien oder Besitzungen nach dem Zollverein keinen höheren oder anderen Abgaben unterworfen werden als die Ausfuhr nach dem Vereinigten Königreich.«

Unterdes ist das britische Imperium zu damals ganz ungeahnter Flächen- ausdehnung und Bevölkerungszahl angeschwollen. Jede Einschränkung der offenen Tür im ursprünglichen Sinn des Worts umschließt deshalb gegenwärtig viel weiter- und tieferreichende Einschränkungen für die Ausfuhr und die sonstigen Wirtschaftsbeziehungen Kontinentaleuropas. Trotzdem ist innerhalb dieser gewaltigen britischen Wirtschaftszone die gegenseitige Präferentialpolitik nicht nur zum tatsächlichen Dasein durchgebrochen, sondern sie hat, nachdem die anfänglichen europäischen und amerikanischen Proteste sich als ohnmächtig erwiesen, rechtlich formale Anerkennung international errungen. Canada stellt seit 1897 Kontinentaleuropa auf eine ungünstigere Zollstufe als England. Südafrika und Neuseeland tun das gleiche seit 1903. Australien betrat 1907 diese selbe Bahn. Ein vielgliedriges Netz von Präferenzen umschlingt heute weiter diese kolonialen Reichsteile unter einander, sogar unter Hineinziehung der Kronkolonien, wie im Verhältnis Britisch Westindiens zu Canada. Überall stößt hier Europa, um im überlieferten Bild zu bleiben, auf das System der doppelten Zolltür, und das Vorschreiten von der äußern zur innern Tür ist mit Belastungen und Konkurrenzerschwerungen getroffen, die für England und die Angehörigen des britischen Imperiums außer Rechnung bleiben.

Bei den Vereinigten Staaten von Amerika vollzog sich allerdings die fortschreitende Gebiets- und Bevölkerungsexpansion, hauptsächlich nach dem dereinst unendlich fernen Westen, im Rahmen der gleichen Staatseinheit im engern Sinn: der selben "Union", also ohne die staats- und völkerrechtliche Differenzierung, die im Fall Englands zwischen dem mutterländischen Zentrum und den kolonialen Außenzonen besteht. Die jungen kräftestrotzenden Gebiete jenseits des Mississippi und des Felsengebirges sind jedoch zu einem guten Teil mit europäischen Bevölkerungsüberschüssen aufgefüllt, von denen sich Europa mehr und mehr durch eine hohe Zollmauer getrennt sieht, wie sie für die alten Staaten der Union und für den ganzen Unionsbereich nicht gilt: aus anderen, zweifellos einleuchtenderen Gründen, aber doch mit gleichartigen Wirkungen für die kontinentaleuropäische Wirtschaft wie im Fall der reichsbritischen Abschnürung. Ferner hat sich die Union bei ihrer weitem Expansion nach mehr europäischem kolonialpolitischen Zuschnitt tatsächlich differenziert: Hawaii, die Philippinen, Porto Rico sind, von dem Territorium geliebten Alaska ganz abgesehen, niemals Vollstaaten geworden, aber ebensowenig handelspolitische Fremdländer, in denen Europa sich der Gleichstellung mit der Union erfreut.

Ein ähnliches Bild ließe sich für das russische Imperium entwerfen, nur daß hier die Bevölkerungsauffüllung der neuen siedelungskolonialen Erdstriche, vor allem also Sibiriens, weniger aus der europäischen Gesamtkraft schöpfte sondern sich fast ausschließlich auf die russische Bevölkerung selber stützte.



WIRTSCHAFTSPOLITISCHE und speziell handelspolitische Gruppenbildung ist demnach nichts Neues. Sie gehört vielmehr geradezu zu den Kennzeichen des jüngsten Zeitraums: im Gegensatz zur Freihandelsära vorher, die als eine ihrer Hauptaufgaben die allmähliche oder plötzliche Aufhebung aller überlieferten handelspolitischen Differenzierungen verkündet und verwirklicht hatte. Die Anerkennung der Berechtigung oder doch der Unvermeidlichkeit dieser tiefgreifenden Umwandlung hat sich, wie erwähnt, in den bezeichneten Fällen ohne große Schwierigkeiten durchgesetzt. Strittig bliebe demnach nur, ob die kontinentaleuropäischen Länder unter einander durch eine genügende Interessensolidarität innerlich verbunden sind, um beabsichtigen und hoffen zu können diese besondere Verbundenheit auch ihrerseits nach außen hin zur Geltung zu bringen.

Für die kontinentaleuropäische industrielle Produktion ringt sich die Erkenntnis einer tiefgehenden Interessensolidarität zusehends durch, weil die Kleinheit der Absatzmärkte für fast jeden hier beteiligten Staat in immer stärker schreienden Widerspruch zu seiner Produktionsfähigkeit gerät, weil eine intereuropäische Arbeitsteilung, wie sie der längst vorhandenen gemeinsamen kulturellen Grundlage entspräche, sich mit liliputstaatlicher Selbstgenügsamkeit, wie sie sich heute beim Fortbestand der staatlichen Zersplitterung Europas gestalten müßte, schlechterdings nicht mehr verträgt. Fehlen die gewaltigen Abzugskanäle der angelsächsischen Imperien, engen diese sogar willentlich oder doch unbewußt naturnotwendig die Absatzentfaltung der kontinentaleuropäischen Industrieproduktion ein, so haben die europäischen Festlandsstaaten um so dringender Anlaß auf größere Elastizität und Einheit ihres Absatzes und damit auf größere innere Arbeitsteilung und gegenseitige Produktionsergänzung hinzuwirken: ein Gedanke, der neuerdings öfter ausgesprochen wird, dessen Konsequenzen für die Umgestaltung alter Parteidoktrinen aber durchaus nicht gezogen werden.

Bei der Landwirtschaft, sollte man denken, liegen die Vorbedingungen noch viel einfacher und überzeugender. Die einschneidende Trennungslinie der Interessen läuft hier gar nicht zwischen den einzelnen europäischen Produktionsgebieten sondern zwischen siedelungskolonial übertragener und autochthon europäischer Lebensmittelerzeugung. Die einzelstaatlichen kontinentaleuropäischen Agrarzölle, wie sie sich seit dem Anprall der neuartigen überseeischen Lebensmittelkonkurrenz zwangsläufig in Kontinentaleuropa überall durchsetzten¹, richten sich überwiegend gar nicht gegen die jeweiligen Nachbarländer sondern gegen die Erdstriche des nach europäischen Rechtsbegriffen "herrenlosen Landes", der Landverschenkungen und des Landüberflusses. Aber diese Agrarzölle treffen seltsamerweise bis zur Gegenwart die ungefährlichsten europäischen Nachbar- und Ergänzungsländer mit der gleichen Wucht wie die siedelungskoloniale (und die kulibäuerliche) Produktion, die in vollkommen abweichenden Wirtschafts- und Kulturgrundlagen wurzelt. Eine Differenzierung würde hier gegenüber der starren Einheit der heutigen Zoll- und Handelspolitik nur den fundamentalen Unterschieden der Produktions- und Konkurrenzbedingungen zum stärkern Ausdruck verhelfen.

1) Über Entstehen und Fortschreiten des allgemein kontinentaleuropäischen Agrarschutzes seit dem Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts siehe *Schippel Grundzüge der Handelspolitik* (Berlin 1902), vor allem das 4. Kapitel; Der vereinte Agrar- und Industrieschutz.



NSEREN Parteipolitikern sind erst reichlich spät die Augen für die Bedeutung dieser Probleme aufgegangen. Gerade in unserer Sozialdemokratischen Partei hat man sich ziemlich widerwillig mit einer solchen Kontinentalpolitik nach und nach, und zwar sonderbarerweise vor allem deshalb versöhnt, weil sie, wie man zur Beschwichtigung der Opposition in den eigenen Reihen gern meint und geflissentlich betont, einem Sieg des Freihandels gleichkomme. Bedarf es dieser Beschwichtigung, und trifft sie überhaupt zu?

Sicherlich wäre die Abtragung oder Erniedrigung von Zollmauern zwischen den kontinentaleuropäischen Staaten ein Schritt zu freierm Handel. Auf Namen und Benennungen käme es schließlich auch nicht an. Indes, der Freihandel ist nun einmal etwas geschichtlich festgelegtes und theoretisch systematisiertes. Nach diesen beiden Seiten stellte free trade stets den denkbar schärfsten Gegensatz zur handelspolitischen Gruppenbildung dar. Geschichtlich entsteht der Freihandel als Protest und Auflehnung gegen die alten merkantilistischen Schiffahrts- und Zwischenhandelsmonopole in der Kolonialpolitik der damals führenden Großstaaten sowie gegen die Hindernisse des freien Warenzu- und -abströmens an allen Landesgrenzen. Er kann nach dieser seiner historischen Bedingtheit keinen allbritischen Wirtschaftsbund predigen, weil er damit zugleich den hemmenden, allenfalls nur durch Schmuggel zu überspringenden spanischen, holländischen französischen, portugiesischen Kolonialring als berechtigt anerkannt und wahrscheinlich in seiner Lebensdauer verlängert hätte. Er will alle kontinentaleuropäischen und überseeischen Tore des Warenabsatzes international gleich offen gestalten, weil die Werkstatt und die Werkstätten der Welt alsdann unumschränkt ihren Vorrang beweisen und steigern können, und weil in dieser Weise die einzig naturgemäß scheinende internationale Arbeitsteilung zum willkommenen Durchbruch gelangen muß. Jede Konkurrenzdifferenzierung zwischen den verschiedenen Ländern, ob aus allgemeinerpolitischen, ob aus kolonial- und produktionspolitischen Gründen, ist dem Freihandel, als Theorie und als Praxis, nichts als sträfliche Verletzung der einheitlichen, nach der Warenbilligkeit und dem niedrigsten Marktwert orientierten Konsumentenpolitik. Selbst Handelsverträge auf Grund von bloßen Verhandlungszöllen, deren Wiederaufhebung nach erzielten Auslandsgegenleistungen ins Auge gefaßt wäre, sind dieser Freetradepraxis und diesem theoretischen System, rein logisch durchaus folgerichtig, ein Greuel und Scheuel.²

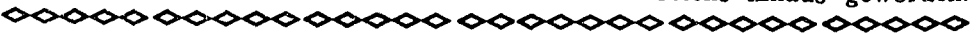
In der Tat, verlangt man allgemein internationale Konkurrenzgleichheit zwischen Staaten und Völkern, so wüßte ich nicht, wie man noch an Kontinentaleuropa als eine besondere, als Ziel ins Auge gefaßte Wirtschaftsorganisation denken könnte. Und, umgekehrt, denkt man an Sonderbeziehungen, an besondere Handelserleichterungen zwischen den solidarisch engverbundenen europäischen Splitterstaatsgebilden, an wirtschaftliche Unterscheidungen zwischen in dieser Richtung enger Verbündeten und fernerstehenden Außenseitern, so muß man es sich schon abgewöhnen gleichzeitig von Freihandelskonsequenz und ähnlichem zu sprechen. Freihandel ist gleiche unterscheidungslose Internationalität. Gruppenbildung und besondere grup-

2) Über Freihandel, Handelsvertrags- und mitteleuropäische (wie man damals sagte) Zollpolitik entspannt sich 1904 in der Sozialdemokratischen Partei eine <damals leider vollkommen hoffnungslose> Auseinandersetzung: siehe hierzu Schippel Arbeiterklasse und Handelspolitik, in der Volksstimme /Chemnitz/ vom 3., 10., 17., 31. Mai, 7. und 28. Juni, 5., 12., 26. Juli und 10. August 1904, vor allem den (5) Aufsatz über die Stellung der Freihandelstheoretiker zu Handelsverträgen und handelspolitischen Gruppenbildungen.

penmäßige Annäherung sind nicht denkbar ohne zielbewußte protektionistische Eingriffe, gleichviel, ob sich diese zur Erreichung ihrer Differenzierung mehr in Zöllen oder in Verkehrsabkommen (Eisenbahntarife), oder in Produktionsvereinbarungen (Kartelle) ausprägen mögen. Freihandel ist hier Formlosigkeit, weil ihm keinerlei Mittel zur Herausarbeitung von Sondergebilden, zur Abgrenzung gegen Außenseiter zur Verfügung stehen. Nur innerhalb irgendwelcher Konkurrenzabstufung kann es bevorzugte Absatzgebiete für die Produktion der kontinentaleuropäischen Einzelstaaten geben.

Zugleich tritt hier die grundlegende Wichtigkeit des kontinentaleuropäischen Agrarschutzes hervor. Ganz gleich, ob man sich bei dem Vereinigten europäischen Kontinent mehr oder weniger einen sich selbst genügenden Wirtschaftsverband vorstellt, ob man eine breitere oder schmalere Agrargrundlage der mehr entwickelten kontinentaleuropäischen Industrieländer erstrebt; die wirtschaftliche Kraft des Gesamtverbands würde zweifellos ganz wesentlich mitbestimmt werden durch das agrarproduktive Gedeihen der vorwiegend agrarischen festländischen Gebiete, das sich in hoher und gesteigerter Kaufkraft gegenüber den vorgeschritteneren Industriestaaten ausspräche. Wegen der donauländischen oder einer ähnlichen europäischen Agrarkonkurrenz hätte (nach den einheitlichen Umrechnungen des englischen Agrarausschusses 1923-1924 für den englischen Zentner) Deutschland vor dem Weltkrieg nicht seinen Weizen Zoll von 2 Shilling 9 Pence gebraucht, und ebensowenig Frankreich seinen Weizen Zoll von 2 Shilling 10¼ Pence, oder Italien den von 3 Shilling ½ Pence; oder Belgien und Holland ihren Fleisch Zoll von 6 Shilling 1¼ Pence bis 12 Shilling 2 Pence respektive von 5 Shilling 1 Penny; oder Dänemark seinen Käsezoll von 11 Shilling 3½ Pence und unter Umständen seinen Butter- und Margarine Zoll von 22 Shilling 7 Pence. Aber die Milderung oder Aufhebung dieser Zölle gegen die kontinentaleuropäischen Verbandsteilnehmer, unter dem Fortbestand irgendwelchen Agrarschutzes gegen die vorwiegend siedelungskolonialen und siedelungskolonial begünstigten Außenseiter, hätte die Kaufkraft dieser europäischen Herkunftsländer und damit die ganze wirtschaftliche Stellung des engverbundenen Kontinentaleuropas gewaltig verstärkt. Selbst der "reine Konsument" führe wahrscheinlich besser, wenn in Zukunft an die Stelle eines undifferenziert gleichen Zolls, der sich, wie bisher, nach der gefürchteten Wirkung der jeweils gefährlichsten weltwirtschaftlichen Konkurrenz bestimmt, ein differenzierter Zoll träte, der wirtschaftlich Verbündete nicht mit der gleichen Schwere trifft wie die Außenseiter, die selber längst den Weg der handelspolitischen Gruppenbildung eingeschlagen haben.

In der alten Tarifvertragsperiode vollzog sich eine immerhin ähnliche, obwohl in ihren Zielen bescheidenere Gruppenbildung erst unter Führung Frankreichs unter Chevalier und Napoléon III, dann unter deutscher Führung unter Caprivi und Marschall. Wenn gegenwärtig unter neuen internationalen Konstellationen offensichtlich nur Deutschland und Frankreich gemeinsam zum Kern einer großen handelspolitischen Reformbewegung werden können, so tritt auch hier der unschätzbare Wert einer deutsch-französischen Annäherung und Verständigung für den Wiederaufbau des festländischen Gesamteuropas deutlich hervor. Was früher einmal als Versteiegenheit belächelt wurde, ist eine politische und wirtschaftliche Notwendigkeit weit über den Interessenkreis Deutschlands und Frankreichs hinaus geworden.



MAX COHEN · FÜR EINE DEUTSCHE KOLONIALZUKUNFT

NACHDEM nun Deutschland in den Völkerbund eingetreten ist, wodurch die Locarnoverträge wirksam wurden, ist der Weg zur Regelung aller Differenzen, die zwischen uns und unseren ehemaligen Kriegsgegnern noch bestehen, freigemacht worden. Man wird aber darauf hinweisen müssen, daß politische und wirtschaftliche Fragen lebenswichtiger Art nach wie vor durch direkte und unmittelbare Verständigung zwischen den Beteiligten einer Lösung nahegebracht werden können, ja, daß sie schon gelöst sein müssen, bevor der Völkerbund in feierlicher Form sein Placet der Welt kundgeben kann. Es wäre daher nichts falscher, als wenn Deutschland in den Ratssitzungen und Bundesversammlungen nun mit großen Wunschlisten erschiene, in der Hoffnung sie dort diskutieren oder sogar erledigen zu lassen. Sicherlich können gewisse kleinere Angelegenheiten durch die Mitwirkung des Völkerbunds schneller entschieden werden. Für wirklich große Politik aber werden die Grundlagen stets vorher von den beteiligten Mächten festgelegt werden müssen. Das wird vermutlich auch für die in die Zone der großen Politik gehörende Frage einer zukünftigen deutschen Kolonialpolitik zutreffen, obwohl das Statut des Völkerbunds hier am ehesten eine Handhabe böte ihn mit dieser Sache zu befassen. Auf Grund seines Artikels 22 wird die Verwaltung der früheren deutschen Kolonien von Mandataren des Völkerbunds und in seinem Namen ausgeübt. Die Verteilung der Mandate für sie, wie sie vorgenommen wurde, kann nicht endgültig sein. Deutschland hat, nachdem es Mitglied des Völkerbunds geworden ist, unzweifelhaft das Recht ein Mandat zur Verwaltung von Kolonien zu fordern; denn man wird Deutschland den »fortgeschrittenen« Nationen zuzählen müssen, denen die »Vormundschaft« über koloniale Völker zu übertragen ist. Allerdings sollte man die Erlangung von Kolonialmandaten an uns nicht, wie das vielfach geschieht, als eine Frage des Prestiges ansehen; das hieße sie am falschen Ende anpacken. Zweckmäßig und der immer mehr sich herausbildenden allgemeinen europäischen Situation entsprechend wäre es vielmehr, wenn Deutschland mit denjenigen Mächten, die die gleichen kolonialen Interessen haben, eng zusammenzuarbeiten suchte, um von dem natürlichen europäischen Kolonialgebiet, Afrika, den auf Deutschland fallenden Teil zu übernehmen und im eigenen wie im gesamteuropäischen Interesse zu verwalten.

Als dem deutschen Volk durch den Versailler Vertrag seine Kolonien fortgenommen und in die Hände anderer Nationen gelegt wurden, hat man diese Tatsache bei uns mit einer Gleichgültigkeit aufgenommen, die auch dann erstaunlich war, wenn man zugibt, daß wir damals durch eine Überfülle unmittelbarer Sorgen fast erdrückt wurden. Diese Indifferenz ist allmählich gewichen, man besinnt sich wieder auf die deutsche Kolonisationsarbeit, und das Verlangen nach einer deutschen Kolonialzukunft wird erfreulicherweise wieder in der Öffentlichkeit laut. Dabei wird natürlich auch die Frage aufgeworfen, welches denn das natürliche deutsche Kolonialgebiet sei. In manchen deutschen Kreisen wird auf den Osten Europas, auf das Baltikum, auch auf Innerrußland hingewiesen, und diese Länderstrecken werden für deutsche Kolonisierung als besonders geeignet bezeichnet. Das ist nichts als eine politische Farbenblindheit, die nicht zu sehen vermag, daß es eine mo-

derne Fortsetzung der vor Jahrhunderten versuchten und begonnenen deutschen Kolonisierung dieser Ostgebiete nicht mehr gibt; dazu ist das Nationalbewußtsein der Ostvölker denn doch zu stark geworden. Wenn es auch gute Leute sein mögen, die den Drang Deutschlands nach Kolonien nach dem Osten ablenken möchten, so zeigt doch ihr ganzer Vorstellungskreis, daß sie bereits jetzt die eindringlichen Lehren unserer verderblichen Ostpolitik ganz und gar vergessen haben. Während des Weltkriegs sind wir infolge der selben Aspirationen der Bethmannpolitik zu keinem Frieden mit dem russischen Volk dann gekommen, als es noch Zeit war. Wir mühten uns vielmehr um baltische "Herzogtümer", suchten Rußland zu "zerlegen", waren glücklich über Brest Litowsk, bis wir dann in Versailles erwachten. Und jetzt sollen wir uns wieder in die alte Enge verrennen? Glaubt man wirklich, daß das zukünftige Rußland, mit dem wir in guter Nachbarschaft leben wollen, es ertrüge, daß die an der Ostsee gelegenen Teile des russischen Imperiums zu deutschem Kolonialland würden? Die Propagandisten dieser Ostkolonisation vertiefen den deutsch-russischen Gegensatz; sie dienen, ohne daß sie es merken, lediglich englischen Interessen.

Das durch alte wirtschaftliche und kulturelle Interessen mit Europa verbundene Afrika ist der Erdteil, der für die kolonisatorische Tätigkeit der kontinentaleuropäischen Nationen in der Hauptsache in Betracht kommt. Diese vor der Tür unseres Kontinents liegende Ländermasse, in der Millionen von Quadratkilometern noch vollkommen unerschlossen sind, gibt Europa Gelegenheit zu wirklich produktiver Kolonisationsarbeit. Was bisher im Schwarzen Erdteil von den europäischen Völkern geleistet wurde, ist in der Hauptsache nur ein Anfang. Wirklich reiche Zukunftsmöglichkeiten werden erst dann Wirklichkeiten, wenn die kontinentaleuropäischen Völker in gemeinsamem Schaffen an die Hebung der afrikanischen Wirtschaftskräfte unter dem Gesichtspunkt herangehen, daß hier eine europäische Pflicht vorliegt. Es ist nicht nur Europa selber, das um seiner Zukunft willen die durch die Kolonisierung Afrikas erreichbare Erweiterung seiner Rohstoffbasis braucht, auch die afrikanischen Völker sind ohne den Beistand und die Führung wirtschaftlich vorgeschrittener Staaten nicht in der Lage aus der afrikanischen Erde die Dinge herausholen, die sie für eine weitere Existenz auf die Dauer doch brauchen, und gerade dann, wenn sie sich ihrer Völkerindividualität mehr bewußt werden. Mit den früher üblichen primitiven Ausbeutungsmethoden der Weißen muß es freilich vorbei sein. Der Weltkrieg hat auch in und für Afrika eine geistige Wandlung bewirkt. Für die Zukunft ist dort nur gemeinsame Arbeit von Kolonisatoren und Eingeborenen möglich.

Wenn Deutschland die Forderung nach Kolonialmandaten erhebt, kann es sich nicht mit irgendwelchen beliebigen Stücken Afrikas abspeisen lassen. Es hat ein Recht darauf, daß man ihm seine alten Kolonien zurückgibt, in die es Kraft und Fleiß hineingesteckt hat, und die der beste Beweis dafür sind, daß Deutschland der kolonisatorischen Fähigkeit ebensowenig entbehrt wie andere europäische Völker, die weit vor ihm ihre kolonisatorische Tätigkeit begonnen hatten. Das wird ja im Grunde auch von niemand mehr bestritten. Die von Deutschen in ihren früheren Schutzgebieten geleistete Arbeit spricht so deutlich, daß man selbst auf englischer Seite die Behauptung, Deutschland sei eines Kolonialmandats unwürdig, fallen lassen mußte. Ob die Erfüllung der deutschen Kolonialwünsche glatt und leicht von statten

gehen wird, läßt sich nicht voraussagen. Es scheint so, als ob gewisse englische Kreise sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen können, daß die England zu treuen Händen bis zur endgültigen Regelung übergebene Verwaltung ehemaligen deutschen Kolonialbesitzes keinen Übergang in englischen Besitz bedeutet. Aber schließlich kann man doch auch dort nicht gut in Abrede stellen, daß, nach den Verträgen von Locarno und nach der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund, eine Revision der Mandatsverteilung erfolgen muß. Es ist anzunehmen, daß wir in dieser Frage der französischen Unterstützung sicher sein können. Das geht nicht nur aus der Haltung hervor, die der maßgebende Teil der französischen Presse in der ganzen Nachkriegszeit eingenommen hat, sondern auch aus den Äußerungen, die gerade jetzt zu uns herüberklingen. Wie oft ist in der leider so konfliktreichen Periode des Kampfes um die Regelung der Reparationen, wenn England wieder einmal großmütig auf die Wiedergutmachung der Kriegsverwüstung Frankreichs verzichten wollte und als Schützer Deutschlands auftrat, in Frankreich London zugerufen worden: Warum gebt ihr denn nicht den Deutschen ihre Kolonien zurück? Bezeichnend für die in Frankreich in dieser Beziehung vorhandene Stimmung ist ein Artikel, den Jules Sauerwein im April dieses Jahres im *Matin* veröffentlicht hat. In diesem Artikel, der in der Hauptsache den französisch-italienischen Beziehungen gewidmet ist, heißt es unter anderem, man müsse anerkennen, daß Italien wie Deutschland einen Überschuß an Bevölkerung haben und sich im Ausland betätigen müssen. Frankreichs Kolonialreich sei für seine 38 Millionen Einwohner mehr als genug. Die Verteilung der afrikanischen Mandate könne revidiert werden, und es wäre sehr klug von Frankreich und England, wenn sie alle diese Kolonien oder einen Teil davon an Deutschland oder Italien abträten. Es stehe nicht Frankreich, das seine Fahnen an allen Ecken der Welt aufgepflanzt habe, noch den Engländern, die Herren eines großen Teils der Welt seien, zu alle Wege zu versperren, die sich einem arbeitsamen und stolzen Volk öffnen könnten. Diese Äußerung Sauerweins ist aber noch in einem andern Zusammenhang beachtenswert. Hier werden Frankreich, Deutschland und Italien gemeinsam Kolonialaufgaben in Afrika gezeigt. Das ist ganz richtig: Die genannten 3 Länder sind in der Tat durch bereits vorhandenen oder früheren Besitz, durch geographische Lage und durch wirtschaftliches Bedürfnis die prädestinierten Kolonisatoren Afrikas. Mit der Übertragung von Kolonialmandaten an Deutschland darf auch für uns die Angelegenheit nicht erschöpft sein, wir müssen vielmehr danach streben zu einer kolonialen Kooperation der 3 großen europäischen Mächte: Deutschland, Frankreich und Italien, zu gelangen. Dadurch könnte das Mittelmeer wirklich *mare nostrum*, im europäischen Sinn, werden; Italien würde dabei sicherlich nicht schlecht fahren.

Daß die deutsch-französische Zusammenarbeit auf dem Kontinent (deren unbedingte Notwendigkeit heute alle unsere Zeitungen nebst der offiziellen Politik in rührender Einmütigkeit als selbstverständlich hinstellen, nachdem sie fast ein Jahrzehnt hindurch dieses Postulat der Sozialistischen Monatshefte ignoriert oder womöglich überlegen als Utopie abgetan hatten) durch koloniale Gemeinschaft außerhalb Europas ergänzt werden muß, leuchtet ohne weiteres ein. Sie kann, im Interesse beider Länder, im Interesse aller Völker beider Kontinente und um des Friedens in der Welt willen gar nicht eng genug sein. In den ehemaligen deutschen wie auch in den jetzigen französischen afrikanischen Kolonien liegt ein weites Feld für diese Mög-

lichkeit. In Frankreich hat man es längst, früher als bei uns, erkannt, wie sehr diese Zusammenarbeit dem Nutzen beider Nationen dient. Daß Frankreich seine Kolonien nicht gut verwalte, ist ein Märchen, das durch dauernde Wiederholung nicht zur Wahrheit wird. Daß es den Franzosen an Unternehmungsgeist fehle, ist eine Behauptung von genau dem selben Richtigkeitsgehalt. Gerade jetzt hat die auf Tankautomobilen der Firma Citroën vorgenommene Durchquerung Afrikas einen neuen Beweis dafür geliefert, daß der Anfang, wie vieler anderer Umwälzungen, so auch der Erschließung des afrikanischen Zentrums, von Frankreich ausgeht. An Frankreichs Berufung zu kolonialer Tätigkeit ist ebensowenig zu zweifeln wie an der Deutschlands, dessen unermüdliche Aufbauarbeit, dessen Vermögen aus dem Kleinsten heraus etwas Großes zu schaffen auch an der Seine richtig geschätzt wird. Französischer Erfindergeist und deutsche Schaffensenergie und organisatorische Kraft sind für einander geschaffen. Wenn aber die hier dargelegten Grundlagen für die Kolonisierung Afrikas erst einmal geschaffen sein werden, ist auch die Teilnahme anderer europäischer Völker an ihr verhältnismäßig leicht. Man muß nur daran festhalten, daß sie eine europäische Angelegenheit ist, daß nicht veraltete Macht- und Großmachteitelkeit, sondern sachliche Eignung diese Arbeit zu bestimmen hat.

Über die immer noch in Deutschland und namentlich in der deutschen Sozialdemokratie aufgeworfene Frage: ob wir Kolonien brauchen, ob Kolonialpolitik wirtschaftlich und finanziell für uns zweckmäßig sei, muß noch einiges gesagt werden. Dabei sei vorweg bemerkt, daß die Frage eigentlich lauten muß: Braucht Europa Kolonien? Sie wird kaum verneint werden, da schließlich auch der spießbürgerlichste Binnenländer durch einen Blick auf seine Kleidung, seine Wohnung und die Materialien seiner Berufsarbeit belehrt wird, daß nicht alles, dessen er bedarf, aus seinem Bezirk oder auch aus Europa zu holen ist. Sieht man das aber ein, so wird man es auch kaum vertreten wollen, daß ein Land von der geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung Deutschlands auf die Teilnahme an der notwendigen Erschließung der Rohstoffgebiete verzichten solle. Man wird vielmehr erkennen, daß es darauf gar nicht verzichten darf. Seine Arbeit wird einfach gebraucht. Die alten Argumente, mit denen man in der Vorkriegszeit die deutsche Kolonialpolitik ablehnte, sollten längst historische Kuriosa geworden sein; leider kehren sie immer wieder, und man muß sich wohl oder übel mit ihnen beschäftigen. Will man nicht begreifen, wie wichtig die Verbreiterung der Rohstoffgrundlagen angesichts der Tatsache ist, daß der industrielle Eigenverbrauch wichtiger Rohstoffländer seit dem Weltkrieg rapid in die Höhe geht? Wenn aber einige wenige Staaten die Rohstoffgewinnung der ganzen Welt beherrschen, werden sie zu Gebietern des Weltmarkts, und es sollte in Deutschland nicht so unbekannt sein, daß die Neigung zu niedriger Produktion bei hohen Preisen oft sehr viel größer ist als die Neigung viel und billig zu produzieren. Es ist ja nicht wahr, daß, wie die Linkspresse ermüdend wiederholt, man alle notwendigen Rohstoffe leicht im internationalen Handelsverkehr erwerben könne. Vielfach nur dann, wenn man in der Lage ist hohe Monopolpreise zu zahlen, ganz abgesehen davon, daß man durch wirtschaftliche Abhängigkeit auch politisch unfrei wird. Gerade für Deutschland, das eine Fülle der wichtigsten Rohstoffe einführen muß, ist es von der größten Bedeutung sich eigene, wenn auch vorerst noch kleine Rohstoffreserven zu schaffen. Das kann es sehr wohl in afrikanischen Kolonien. Es ist eine

grobe Irreführung, wenn man die im Jahr 1913 aus den deutschen Kolonien gewonnenen Rohstoffmengen mit denen vergleicht, die Deutschland überhaupt eingeführt hat. Richtig wäre vielmehr die Gegenüberstellung der vor der Besetzung durch Deutschland und der im Jahr 1913 dort produzierten Mengen. Bei einer solchen Vergleichung sieht man mit Erstaunen, wie sehr es der deutschen Tätigkeit gelungen ist in verhältnismäßig kurzer Zeit unter schwierigen Bedingungen ganz erhebliche Quanten der verschiedensten wichtigen Rohstoffe zu erzeugen. Und alles das, obwohl der Bau von Eisenbahnen erst in den Anfängen stand. Denn Verkehrsmittel, die die Rohstoffe aus dem Innern des Landes an die Küste bringen, sind eine der wichtigsten Voraussetzungen für die ertragreiche Kultivierung der Rohstoffe. (Ob das, bei der Zukunftsentwicklung der europäischen Technik, immer Eisenbahnen sein werden, bleibe zunächst unerörtert; die oben erwähnte Citroënexpedition hat andere Wege gezeigt, die den besonderen Bedingungen Afrikas entsprechen.) Ein paar Zahlen mögen das dartun.

Zunächst einige Angaben über die Ausbreitung des Eisenbahnsystems in den afrikanischen Kolonien Deutschlands:

Kolonialgebiet	Eisenbahnen (in Kilometer) im Betrieb										im Bau
	1895	1897	1899	1901	1903	1905	1907	1909	1911	1913	1913
Ostafrika	14	40	40	40	84	129	338	464	1065	1435	167
Kamerun	—	—	—	—	—	—	—	107	160	310	133
Togo	—	—	—	—	—	72	164	195	323	327	—
Südwestafrika	—	20	98	194	382	631	1250	1598	1909	2104	—
Zusammen	14	60	138	234	466	832	1752	2364	3457	4176	300

Der Gesamthandel der afrikanischen Kolonien Deutschlands gestaltete sich in dem Zeitraum von 1902 bis 1912 wie folgt:

Kolonialgebiet	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912
	Einfuhr (in 1000 Mark)										
Ostafrika	5858	11188	14339	17655	25153	23806	25787	33942	38659	45692	50309
Kamerun	13392	9638	9378	13467	13305	17297	16789	17723	25580	29317	34242
Togo	6206	6105	6898	7760	6433	6700	8509	11235	10817	9620	11428
Südwestafrika	8568	7931	10057	23632	68626	32396	33179	34713	44344	45302	32499
Zusammen	34024	34862	40672	62514	113517	80199	84264	97613	119400	130131	128478
	Ausfuhr (in 1000 Mark)										
Ostafrika	5283	7054	8951	9950	10995	12500	10874	13120	20805	22438	31418
Kamerun	6652	7565	8021	9315	9946	15891	12164	15448	19924	21251	23336
Togo	4194	3616	3551	3957	4199	5916	6893	7372	7222	9317	9959
Südwestafrika	2213	3444	299	216	383	1616	7795	22071	34692	28573	39035
Zusammen	18342	21679	20822	23438	25523	35923	37726	58711	82643	81579	103748
	Gesamthandel (in 1000 Mark)										
Deutsch Afrika	52366	56541	61494	85952	139040	116122	121990	155624	202043	211710	232226

Aus diesen Zusammenstellungen geht deutlich hervor, wie erfreulich unsere Kolonialwirtschaft fortgeschritten war. Leider sind die Zahlen des Jahres 1913 in gewissem Sinn für uns etwas Abschließendes geworden. Aber doch

nur politisch, und nicht so, daß man sie nun als Höchstertragszahlen zugrunde legen und triumphierend ausrufen könnte: Seht, wie gering die koloniale Produktion, an unserm Bedarf gemessen, in Wirklichkeit gewesen ist! Ohne den Krieg und ohne den Verlust der Kolonien wäre die Arbeit weitergegangen, und es läßt sich kein vernünftiger Grund dafür anführen, daß die Aufwärtsbewegung dann langsamer gewesen wäre als in der Periode 1902 bis 1913. Eher ist, nachdem die größten Schwierigkeiten, die stets im Anfang liegen, überwunden waren, und technische und sanitäre Errungenschaften eine immer bessere Erzeugung wahrscheinlich machten, anzunehmen, daß die Produktionszahlen heute manchen Kritiker zum Schweigen gebracht hätten. Der frühere Gouverneur Freiherr von Rechenberg stellte in der Weltwirtschaft die Gesamtausfuhr einer Anzahl wichtiger Rohstoffe aus den größeren deutschen Kolonien im Jahr 1924 der deutschen Gesamteinfuhr dieser Waren im selben Jahr gegenüber. Da ergibt sich ein ganz anderes Bild, als wenn man nach dem üblichen Schema der Kolonialgegner mit ihren als endgültig angenommenen Zahlen von 1913 drauflosmalt. Dabei muß man noch berücksichtigen, wie in den langen schweren Kriegsjahren viel verwüstet, die normale Weiterentwicklung unterbunden worden ist. Es ergab sich dies:

Rohstoffe	Ausfuhr 1924 aus den größeren ehemaligen deutschen Kolonien (in Tonnen)	Einfuhr 1924 in Deutschland (in Tonnen)
Kakao	21 200	88 100
Kautschuk	4 200	23 850
Palmkerne	30 585	18 700
Palmöl	7 630	9 210
Baumwolle	4 090	276 680
Sisalhanf	18 430	7 750
Erdnüsse	18 685	74 920
Kaffee	5 260	55 325
Hölzer	21 600	46 153
Häute	3 980	125 000
Wachs	425	570

Also, aus den ehemaligen deutschen Kolonien konnte unter wenig günstigen Verhältnissen an Kakao fast ein Viertel, an Kautschuk reichlich ein Sechstel, an Erdnüssen ein Viertel, an Kaffee fast ein Zehntel der deutschen Gesamteinfuhr ausgeführt werden; an Sisalhanf wurde mehr als das Doppelte, an Palmkernen fast das Doppelte, an tropischen Hölzern fast die Hälfte der deutschen Einfuhr und an Palmöl fast ebensoviel wie die deutsche Gesamteinfuhr ausgeführt. Die Gewinnung der genannten Rohstoffe ließe sich ohne Zweifel stark vergrößern, und es wäre durchaus kein Wahn, wenn man, falls die nötigen Bewässerungsanlagen geschaffen werden, auch mit der Erzeugung erheblicher Mengen von Baumwolle rechnete. Viele Hundert Millionen Mark kämen der deutschen Zahlungsbilanz zugute, und recht erhebliche Summen gingen als Löhne in die Hände deutscher Arbeiter, wenn wir unsere afrikanischen Kolonien wieder bearbeiten könnten.

Daß die Erschließung von Rohstoffgebieten Geld kostet, ist selbstverständlich, daß sich die hineingesteckten Summen in gar nicht ferner Zukunft rentieren, ist so gut wie sicher. Oder will man, weil sich sehr schnell große Gewinne nicht erzielen lassen, auf die weltwirtschaftliche Urbarmachung Afrikas verzichten? Und kann man dafür sein, daß eins der leistungsfähig-

sten Völker Europas abseits steht, wenn es sich darum handelt unserm Kontinent durch Öffnung afrikanischer Rohstoffgebiete eine relative Autarkie zu verschaffen? Solche Unterlassungssünde könnte niemand verantworten. Es wäre aber auch ganz falsch anzunehmen, daß Afrika als Siedlungsland für Weiße nur wenig in Betracht käme. Heute vielleicht. Aber fortschreitende Kultivierung ändert die Lebensbedingungen, ändert auch das Klima. Man darf durchaus mit der Möglichkeit rechnen, daß in nicht gar so ferner Zeit auch tropische Gebiete für europäische Menschen Siedlungsmöglichkeiten bieten. Dem Menschengenuss wird es schon gelingen überall leben und wirken zu können. Von dieser Gemeinschaftsleistung darf das deutsche Volk weder ausgeschlossen werden noch sich selber ausschließen.

LUDWIG QUESSEL · LIVORNO GEGEN THOIRY?

RASCH genug hat sich die Annahme bestätigt, daß England die sich anbahnende deutsch-französische Annäherung nicht ruhig hinnehmen sondern bald störend gegen sie auftreten werde. Man wird nicht fehl in der Auffassung gehen, daß in der fast 2stündigen Unterredung Chamberlains mit Mussolini im Hafen von Livorno am 30. September von englischer Seite versucht worden ist eine italienisch-englische Entente gegen die Politik anzubahnen, deren Grundzüge am 17. September in der 4stündigen Unterredung zwischen Stresemann und Briand im Dorfwirtshaus von Thoiry vereinbart worden sind. Daß England und Italien durch gemeinsames Vorgehen die Auswirkungen der deutsch-französischen Verständigung sehr erschweren können, erhellt schon daraus, daß zur Lösung der Fragen, die in Thoiry besprochen worden sind, entweder die Zustimmung Englands allein oder die Zustimmung Englands und Italiens notwendig ist. Nicht nur eine sofort vorzunehmende Reduktion der Okkupationstruppen ist ohne englische Zustimmung nicht möglich, sondern auch die Räumung der 2. und 3. Rheinlandzone kann nur vorgenommen werden, wenn England keine Schwierigkeiten macht. In beiden Fragen liegen Bindungen Frankreichs gegenüber England sowohl rechtlicher als auch moralischer Natur vor, die von Paris nicht ignoriert werden können. Ebenso läßt sich auch die Zurückgabe des Saargebiets vor der erst für 1935 vorgesehenen Volksabstimmung nur ausführen, wenn England ihr zustimmt. Zur radikalen Unterdrückung der Kommission für die interalliierte Militärkontrolle ist aber neben der Zustimmung Englands auch noch die Einwilligung Italiens notwendig. Das selbe gilt natürlich von der Mobilisierung der deutschen Eisenbahnbahnobligationen, die sich ohne englische und italienische Zustimmung nicht verwirklichen läßt. Auf Schritt und Tritt können von London der Politik von Thoiry Hindernisse bereitet werden, und zwar besonders leicht und bequem, und ohne daß man sich vor der europäischen Öffentlichkeit bloßstellt, dann, wenn London Italien vorschieben kann.

Überhaupt wird man guttun nicht zu vergessen, daß es die Tragik des deutsch-französischen Ausgleichs ist, daß er sich zugleich *mit* und *gegen* England realisieren muß. Nur eine überlegene Diplomatie wird imstande sein die Dinge so zu lenken, daß England überall da, wo es Nein sagen möchte, schließlich gezwungen werden kann Ja zu sagen. Ganz abwegig ist die Annahme, eine deutsch-französische Verständigung könne sich unsichtbar, hinter dem Rücken Englands vollziehen. Sie ist eben nicht ein Spiel

à deux sondern à trois, ein Spiel, bei dem Farbe bekannt, die Trümpfe offengelegt werden müssen. Insbesondere wird man sich in Berlin sagen müssen, daß das Lavieren zwischen Paris und London jetzt ein Ende nehmen muß, und man nicht gleichzeitig kontinentale und proenglische Politik machen kann. Auch soll man sich dessen bewußt sein, daß das Durchhalten im Spiel von Thoiry jetzt, wo sich Italien als 4. Partner an den Spieltisch setzt, wesentlich erschwert worden ist. Auf diese Schwierigkeit der Lage ist es im wesentlichen zurückzuführen, wenn jetzt Stimmen in Frankreich lautwerden, die Zweifel daran äußern, ob mit einem so unzuverlässigen Partner wie Deutschland das Spiel gegen England überhaupt durchgehalten werden könnte: Die Unterredung in Livorno hat in Paris die Frage aufgeworfen, ob Frankreich richtig gehandelt habe nach Thoiry zu gehen, da dieser Weg offensichtlich dahin führe, daß Frankreich seine alten Freunde Schritt für Schritt preisgebe und verliere und dafür den zweifelhaftesten aller Bundesgenossen, nämlich Deutschland, eintausche. Wer die Irrwege der deutschen Politik seit Versailles kennt, ihre Hilflosigkeit und Beschränktheit gegenüber angelsächsischen Suggestionen, wird verstehen, wenn jetzt in Paris manch düstere Betrachtung über Frankreichs Zukunft angestellt wird. Jedoch mit Unrecht. Die deutsche Politik Frankreichs kann, von gelegentlichen Rückschlägen, die in Rechnung gestellt werden müssen, abgesehen, so lange keinen Mißerfolg erleiden, als sie zugleich die Politik des neuen Kontinentaleuropas ist, das an Bord seines Schiffs die siegenden Götter der Zukunft trägt. Von dieser Politik kann auch Italien, gleichviel, ob es fascistisch oder parlamentarisch regiert wird, nicht dauernd abgehen. Mag Mussolini für englische Zugeständnisse in den slawischen Randgebieten der Adria oder für unverbindliche koloniale Versprechungen sich auch in Livorno bereitgefunden haben in den Fragen von Thoiry für England den Störenfried in Europa zu spielen, so weiß er doch, daß er in dem Augenblick weltpolitisch erledigt wäre, wo er es unternehmen wollte das italienische Volk gegen ein Frankreich zu führen, das gegen England für Kontinentaleuropa kämpft. Was in Livorno verabredet wurde, ist gewiß zum größten Teil gegen Thoiry gerichtet. Aber auf italienischer Seite doch nur in dem Sinn, daß man gegen gute Trinkgelder den englischen Degen in der europäischen Politik machen will, ohne deshalb aber sein Herz an London zu verlieren. Ob diese Politik überhaupt nach dem Geschmack Mussolinis ist, bleibt zu bezweifeln; sie ist nun aber einmal als übles Erbstück aus der Zeit italienischer Kleinstaaterei römische Tradition, so daß Mussolini an ihr einstweilen noch festhalten zu müssen glaubt.

Im übrigen steht es fest, daß kein wirkliches italienisches Interesse von Thoiry gefährdet werden kann. Mit Sicherheit kann man annehmen, daß der Anschluß Deutsch Österreichs an Deutschland, der Berlin zum unerwünschten Nachbarn Roms machen würde, von Briand nicht in das Programm von Thoiry einbezogen worden ist. Italien braucht, um sich vor dieser Möglichkeit zu schützen, auch England nicht, da es Rumänien, Jugoslawien und die Tschechoslowakei in dieser Frage fest an seiner Seite hat. Immer wieder wird man auch die Freunde der Anschlußbewegung daran erinnern müssen, daß das, was im November 1918 versäumt wurde, jetzt erst im Rahmen Kontinentaleuropas erreicht werden kann. Nicht früher. Ehe Großdeutschland entstehen kann, muß der kontinentale Staatenbund, wenn auch zunächst noch in losen Formen, errichtet sein. Der Weg zu Groß-

deutschland führt über Kontinentaleuropa. Sieht man aber von der Vereinigung Deutsch Österreichs mit Deutschland, der kein Punkt des Programms von Thoiry ist, ab, so ist nicht recht zu erkennen, wo Thoiry eigentlich italienische Interessen gefährden könnte.

Sehen wir uns zunächst die beiden ersten Programmpunkte von Thoiry an, so ist zu sagen, daß diese nicht einmal gegen ein englisches Interesse verstoßen. Sowohl die Reduktion der Besatzungstruppen schon in diesem Jahr wie auch die Räumung des Rheinlands im nächsten Jahr entsprechen im Grunde durchaus auch der englischen Rheinlandpolitik. Man kennt die Ansicht des britischen Generalstabs, daß die englische Insel angesichts der Entwicklung des Flugwesens im Fall einer europäischen Konflagration schon am Rhein verteidigt werden müsse. Die Engländer sehen im Rheinland das strategische Glacis des britischen Weltreichs auf dem europäischen Kontinent. Das ist der Grund, weshalb England in diesem Gebiet keine Wehrmacht dulden will. Man weiß, daß unabhängig von den Völkerbundsverhandlungen über die Entmilitarisierung der Rheinlande der britische General Spears, der während des Krieges in der englischen Militärmission tätig war, im Auftrag seiner Regierung einen Plan zur englischen Sicherheitsfrage ausgearbeitet hatte, der eine entmilitarisierte Rheinlandzone vorsah. Dieser Plan, der aus dem Jahr 1923 stammt, ist im Rheinpakt, in dem 1. Teil der jetzt in Kraft gesetzten Locarno-Verträge, wenn man von Elsaß-Lothringen absieht, vollständig verwirklicht worden. Der Artikel 1 der Verträge von Locarno besagt, daß England und Italien dem Deutschen Reich die Aufrechterhaltung seiner Grenzen im Westen garantieren, aber er enthält auch die Bestimmung, daß die Entmilitarisierungsvorschriften des Versailler Vertrags für das Rheinland bestehen bleiben. Aus der Auffassung der britischen Militärs von der strategischen Bedeutung der Rheinlande für das britische Weltreich erklärt sich auch, daß England seine Truppen aus den besetzten Zonen erst zurückziehen will, wenn der letzte französische Soldat aus dem Rheinland verschwunden ist, und der Rhein nicht nur von deutscher sondern auch von französischer Seite demilitarisiert worden ist. England will am Rhein überhaupt keine Soldaten haben, weder deutsche noch französische, sondern nur Polizei, am liebsten neutrale, unter englischem Einfluß stehende. Behält man diese englische Stellungnahme zum Rheinland im Auge, so wird man begreifen, daß die beiden ersten Programmpunkte von Thoiry in London nicht als ein Stein des Anstoßes empfunden werden können. An sich liegt ein englisches Interesse sowohl an der Reduktion der Besatzungstruppen als auch an der vollständigen Räumung des Rheinlands vor. Unlieb wird in London nur empfunden, daß die französische Initiative in dieser Frage den Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland gemildert hat.

Dagegen widerspricht dem englischen Interesse sowohl die Zurückgabe des Saargebiets vor der für 1935 vorgesehenen Volksabstimmung als auch die Aufhebung der Interalliierten Militärkontrollkommission. Die Besetzung des Saargebiets und die Militärkontrolle waren so ergiebige Quellen für die Aufrechterhaltung des deutsch-französischen Gegensatzes, daß England sie für seine europäische Gleichgewichtspolitik nur schwer wird entbehren können. Aus diesem Grund wird man auch damit rechnen müssen, daß sich gerade beim 3. und 4. Punkt des Programms von Thoiry der englische Widerstand sehr stark bemerkbar machen wird. Ganz und gar auf Ablehnung wird bei

England natürlich der 5. Punkt stoßen, der die wohlwollende Neutralität Frankreichs bei den Verhandlungen Deutschlands mit Belgien für die Zurückgabe von Eupen und Malmedy vorsieht. Nach englischer Ansicht würde der Besitz dieser beiden Gebiete Deutschlands Vordringen nach der Kanal-küste im Kriegsfall um 4 bis 5 Tage abkürzen, was für die englische Mobil-machung ein starker Nachteil wäre. Wie es scheint, haben Stresemann und Briand diesen Punkt für eine Zeit zurückgestellt, die schon über einen grö-ßern Fonds kontinentaler Solidarität verfügt als die Gegenwart.

Sehr große Schwierigkeiten sind von England auch da zu erwarten, wo das Programm von Thoiry das finanzielle Gebiet berührt. Da ist die Mobilisie-rung der Eisenbahnobligationen, deren Schwierigkeit schon jetzt von der deutschen anglophilen Presse maßlos übertrieben wird. Geradezu absurd sind die "schweren Bedenken", die darüber geäußert werden, ob der euro-päische Kapitalmarkt auch für 1½ Milliarden Goldmark deutsche Reichs-bahnobligationen wird aufnehmen können. Wenn das Reich allein im Jahr 7,3 Milliarden Steuern, Abgaben und Gebühren erheben kann, liegt kein Grund vor die Finanzkraft des ganzen Kontinents so niedrig einzuschätzen, daß von ihm nicht 1½ Milliarden Obligationen aufgenommen werden könnten. Allerdings sind wir hier an den Punkt der Abmachungen von Thoiry gekom-men, an dem sich angelsächsische Einflüsse stark und unheilvoll auswirken können. Daß England alles daran setzt die Francstabilisierung zu hinter-treiben, ist ja kein Geheimnis mehr. Paris weiß in diesem Punkt genau, woran es ist, wenn man dort auch noch gern offiziell von "unseren Freunden, den Engländern" spricht. Erhält Frankreich 700 Millionen Goldmark aus der Mobilisierung der Eisenbahnobligationen und 300 Millionen für die Zu-rückgabe der Saargruben, so verfügt es über die Summe, die zur vollen Ge-sundung seiner Währung notwendig ist. Aber gerade, weil dem so ist, wird man auf diesem Gebiet mit einem hartnäckigen Widerstand Englands und Amerikas rechnen müssen.

Man könnte, wenn man die starken Widerstände richtig einschätzt, an denen sich die deutsch-französische Verständigung stoßen wird, leicht zu einer schlimmen Prognose für die Realisierung des Programms von Thoiry kom-men. Zum Glück lebt dieses nicht nur im Reich der Idee des Völkerfriedens, sondern es hat auch am selben Tag, da England in Livorno den Widerstand gegen Thoiry organisierte, eine solide materielle Grundlage durch den Ab-schluß des kontinentalen Rohstahlkartells erhalten. Mit Recht sieht man in diesem Pakt den Anfang der wirtschaftlichen Solidarität Europas und den Beginn der kontinentalen Friedensarbeit. Wenn dieses kontinentale Kartell auch zu einer öffentlichen Angelegenheit wird, indem es zum Schutz gegen Mißbrauch der öffentlichen Kontrolle unterstellt wird, so kann man sich von ihm zur Überwindung der unheilvollen britischen Gleichgewichtsdoktrin segensreiche Einwirkungen versprechen. Bisher waren die nationalen Gegen-sätze in der Schwerindustrie für England ein bequemer Hebel, um das euro-päische Gleichgewicht, das heißt schließlich immer den Krieg, zu organi-sieren. Hoffen wir, daß die Idee kontinentaler Wirtschaftssolidarität, die in diesem Pakt in die Erscheinung tritt, bald weitere Kreise zieht, so daß die ökonomische Basis für den kontinentalen Staatenbund, der berufen ist un-serem Erdteil die politische Einheit und die wirtschaftliche Freiheit zu geben, in nicht zu ferner Zeit gewonnen sein wird.



SIEGFRIED AUFHÄUSER · DIE ENTWICKELUNG DER ANGESTELLTENBEWEGUNG UND IHR VERHÄLTNIS ZUR ARBEITERBEWEGUNG



IN der Geschichte der Angestelltenbewegung läßt sich die Entwicklung der kaufmännischen Gruppe nach dem Stand unserer Kenntnisse bis ins Altertum zurückverfolgen, während die technischen Angestellten, als Kinder des großkapitalistischen Industriebetriebs, organisatorisch erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in die Erscheinung treten.

Waren es bei den großen Kaufherren in der alten Zeit die Sklaven und Freigelassenen, die in den Stellen von Handlungsgehilfen zu finden waren, so lassen sich die Handelsknechte und -knappen im Mittelalter als eine höhere Art von Gesinde bezeichnen. In der gehobenen Stellung konnten sie gleichzeitig Hofmeister bei den Kindern des Prinzipals spielen. Von der strengen Aufsicht, der diese bei freier Station tätigen Handelsknechte unterstanden, waren sie erst befreit, wenn sie zum reisenden Gehilfen ihres "Herrn" avancierten. Die Gesellen der "Kramer" (Kleinhändler) unterstanden alle dem Zwang der Zünfte, ihre "Mietzeit" entsprach der des Gesindes. Trotzdem ist schon damals ein Standesdünkel jener mittelalterlichen Handlungsgehilfen gegenüber den Handwerksgehilfen festzustellen. Im Stahlhof zu London und im Haus der Deutschen zu Venedig, wo die Söhne der wohlhabenden Kaufherren verkehrten, war freilich das Gegenteil von sozialer Bedrückung festzustellen. Und die reisenden Handlungsgehilfen waren diesen gesellschaftlich gleich. Von einer sozialen Bewegung dieser Handlungsgehilfen konnte keine Rede sein, wenngleich Vereine dieser Berufe entstanden. So heißt es im Gründungsprotokoll des Vereins der Handlungsdiener von 1774, »daß auch junge Handlungsdiener in ihren Versammlungen *artig* sein können, wenn sie nur wollen«. Der Verein für Handlungskommis von 1858 zeigte immerhin schon eine soziale Tendenz, indem er den paritätischen Stellennachweis in den Mittelpunkt seiner Bestrebungen stellte. Im Gegensatz zu den Arbeitervereinen legte aber dieser Verein, wie später der Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig, größten Wert darauf nicht in einen Gegensatz zu den Prinzipalen zu gelangen. Die Idee des Wirtschaftsfriedens war maßgebend. Bei den Technikern, deren erste große Organisation 1884 im Deutschen Technikerverband entstanden war, war zunächst die Frage der fachlichen Ausbildung oberster Zweck der Koalition.

Mit der wachsenden Bedeutung des Großbetriebs und der Vermehrung des kaufmännischen wie des technischen Angestelltenpersonals kam allmählich auch soziale Bewegung in diese Berufe. Die zahlreichen örtlichen kaufmännischen Vereine, die im Deutschen Verband Kaufmännischer Vereine zusammengeschlossen waren und um das Jahr 1890 etwa 100 000 Gehilfen als Mitglieder zählten, wurden einige Jahre später von wenigen eifrigen Handlungsgehilfen angetrieben sich der Sozialreform zuzuwenden. Es war das Verdienst Max Quarcks 1896 in der von ihm geleiteten Kaufmännischen Presse in Frankfurt am Main zum erstenmal in einen Kaufmännischen Verein gewerkschaftliche Gedankengänge hineingetragen zu haben. Die erste freigewerkschaftliche Gründung unternahm Karl Rosenthal 1882 in Berlin mit der Bildung einer Freien Organisation junger Kaufleute. Diese Bewe-

gung hatte in den folgenden Jahren in den großen Städten wachsende Erfolge und führte 1897 zur Gründung des Zentralverbands der Handlungsgehilfen und -gehilfinnen mit dem Sitz in Hamburg, nachdem bereits 1894 der Verband der Bureauangestellten Deutschlands in Berlin gegründet worden war. Diese beiden Verbände, die schon in der Vorkriegszeit der Generalkommission der Gewerkschaften angeschlossen waren, dürfen als die Ausgangspunkte der heutigen großen freigewerkschaftlichen Angestelltenbewegung angesehen werden. Die Techniker hatten sich 1904 im Bund der technisch-industriellen Beamten ihre erste gewerkschaftliche Vertretung geschaffen, die von Anfang an bestrebt war eine Einheitsgewerkschaft *aller* Techniker zu werden. Durch die später vorgenommene Vereinigung mit dem Deutschen Technikerverband zum Bund der technischen Angestellten und Beamten ist dieses Ziel erreicht worden. Bei den Handlungsgehilfen dagegen wurde durch den Deutschnationalen Handlungsgehilfenverband mit seiner antisemitisch-völkischen Tendenz 1893 das rein politische Moment in die Bewegung hineingetragen.

So bestanden bei Kriegsausbruch nach den amtlichen Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamts nicht weniger als 20 Großverbände der kaufmännischen, technischen und Bureauangestellten, die zentral organisiert waren, abgesehen von zahllosen örtlichen Vereinen. Insgesamt zählte das Reichsarbeitsblatt 77 Verbände. Gewerkschaftliche Bestrebungen zeigten neben den erwähnten Verbänden nur noch einige Fachverbände der Steiger, Kunstgewerbebezeichner, Buchhandlungsgehilfen und Bankangestellten, während im übrigen Bildungswesen, Geselligkeit, Antisemitismus und wirtschaftsfriedliche Sozialreform durcheinanderliefen. Es fehlte jede grundsätzlich gegliederte Gruppierung. Bei der Schaffung der Angestelltenversicherung begannen sich zum erstenmal die Geister zu scheiden. Damals forderten die gewerkschaftlich organisierten Verbände den Ausbau der Invalidenversicherung, die Harmonieverbände die Einrichtung einer Sondersversicherung, die dann auch von der bürgerlichen Mehrheit des Reichstags aus politischen Gründen vorgezogen wurde. Im Frühjahr 1914 vereinigten sich die gewerkschaftlichen Verbände in Berlin zum Ersten Kongreß für das einheitliche Angestelltenrecht. Ihm folgte die Schaffung einer Arbeitsgemeinschaft für das einheitliche Angestelltenrecht, die aber alsbald ihren Aufgabenkreis auf das ganze Gebiet der Sozialpolitik ausdehnte und in festerer organisatorischer Form in eine Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände übergeleitet wurde. Die Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände wandelte sich schließlich im Oktober 1921 nach dem Muster des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes zum Allgemeinen Freien Angestelltenbund. Dieser Bund will die auf dem Privateigentum an den Produktionsmitteln beruhende kapitalistische Wirtschaft durch eine von dem Grundsatz der Bedarfsdeckung getragene vergesellschaftete Wirtschaft ersetzt sehen. Er betrachtet deshalb den Befreiungskampf der Privatangestellten als einen Teil des großen sozialen Ringens der gesamten Arbeiterklasse. Aus dieser Erkenntnis entspringt sein Organisationsgrundsatz des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit und der gewerkschaftlichen Solidarität zwischen Angestellten und Arbeitern.

Die von den Angestelltenverbänden durchgeführte Konzentrationsbewegung im Allgemeinen Freien Angestelltenbund und seine organisatorische Verbindung mit dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund zwangen dann

auch die Berufsvereine gegnerischer Richtung dazu ihre Vielheit durch Gruppenbildung abzulösen und sich nach der Umwälzung von 1918 gewerkschaftlich umzuorientieren, insbesondere durch die Anerkennung des Kollektivgedankens bei der Regelung von Lohn- und Arbeitsverhältnissen. So bildete sich neben dem Allgemeinen Freien Angestelltenbund in Verbindung mit den Christlichen Gewerkschaften der Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften, in Verbindung mit den Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften der Gewerkschaftsbund der Angestellten. Es ist bezeichnend, daß damit die bürgerlichen Verbände, die vorher jede gewerkschaftliche Einstellung als "des Standes unwürdig" abgelehnt hatten, nach dem November 1918 den Ehrentitel einer Gewerkschaft ausdrücklich aufgenommen haben.



IE Verwirklichung der Solidarität zwischen Angestellten und Arbeitern hat auch im Allgemeinen Freien Angestelltenbund respektive bei seinen Verbänden in den letzten 8 Jahren zu Auseinandersetzungen über die dazu am meisten geeignete Organisationsform geführt. Sie dürfen heute als abgeschlossen gelten.

Die konsequenteste Lösung schien zunächst: die Angestellten in die Arbeitergewerkschaften einzureihen, um so unmittelbar zum Ausdruck zu bringen, daß die beiden Arbeitnehmergruppen als soziale Klasse das gleiche Schicksal tragen. Ein weiterer Vorschlag ging dahin die Angestelltenverbände unmittelbar dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund mitanzuschließen. Die Praxis hat jedoch dazu geführt keinen der beiden Wege zu gehen sondern eine in sich autonome Angestelltenbewegung, parallel zum Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund, zu schaffen und beide Spitzen eng mit einander zu verbinden. Entscheidend war das Ziel zunächst die Masse der Angestellten mit der nun einmal gegebenen gesellschaftlichen und psychischen Struktur zu gewinnen und die erforderliche gewerkschaftliche Erziehung in besonderen Organisationen zu leisten, um dann die selbständigen Angestelltengewerkschaften zur Gemeinschaftsarbeit mit den Arbeitergewerkschaften zu befähigen. Es kommt dazu, daß bei den Angestellten schon im Hinblick auf die wichtigen Fragen der Berufsausbildung die berufliche Gliederung maßgebend ist, während bei den Arbeitern der Gedanke des Industrieverbands eine wachsende Rolle spielt. Die freien Angestelltenverbände sind vertikal nach Berufen (Handlungsgehilfen, Techniker, Werkmeister, Bankangestellte usw.) gegliedert, während diese Berufsverbände wiederum horizontal nach Fachgruppen (Metall-, Holz-, Chemische Industrie usw.) unterteilt sind. Diese Fachgruppen wirken zusammen und stehen gleichzeitig mit den zuständigen Industrieverbänden des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes in enger Beziehung. In gleicher Weise ist das Zusammenwirken der Betriebsräte zwischen Angestellten und Arbeitern organisiert. Innerhalb des Internationalen Gewerkschaftsbundes bilden der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund und der Allgemeine Freie Angestelltenbund gemeinsam die deutsche Landeszentrale.

Die Richtigkeit dieses Organisationssystems ist durch den Erfolg bestätigt worden. Deutschland hat heute die weitaus stärkste freigewerkschaftliche Angestelltenbewegung in der Welt, während die Anzahl der Angestellten, die, in anderen Ländern, in den Arbeitergewerkschaften organisiert sind, gering geblieben ist. Das heißt, die in sich selbständige Organisation des Allgemeinen Freien Angestelltenbundes ist bei uns immerhin eine beachtliche

Stütze der im Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund vereinigten Arbeiter. Die bürgerliche Angestelltenbewegung hat so in Deutschland und auch in Österreich ein starkes Gegengewicht, während in den meisten anderen Ländern Europas (Amerika hat so gut wie keine Angestelltenorganisation) die bürgerlichen Angestelltenverbände dominieren; die kleinen Gruppen gewerkschaftlich denkender Angestellten innerhalb der Arbeitergewerkschaften bilden dort keinen Faktor von öffentlicher Bedeutung.

In den Zeiten großer Kämpfe hat sich das zwischen dem Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbund und dem Allgemeinen Freien Angestelltenbund bestehende Vertragsverhältnis in jeder Beziehung bewährt. Es darf nur an den Generalstreik im Lüttwitzputsch erinnert werden. Die geschlossene Abwehraktion gegen ihn zeigte, daß die wirkliche Solidarität der beiden Gruppen nicht davon abhängig ist, daß man eine möglichst schematische Zusammenfassung der Arbeiter und Angestellten herbeiführt, daß vielmehr die Arbeiter nur dann in den Angestellten einen wirklichen Bundesgenossen haben, wenn die Bruderorganisation Mitglieder und Massen hinter sich hat. Der Vergleich Deutschlands mit anderen Ländern aber lehrt, daß Massenorganisationen von Angestellten nur dort bestehen, wo eine den Bedürfnissen und der Psyche der Angestellten angepaßte selbständige Gewerkschaftsbewegung der Angestellten besteht.

Es darf bemerkt werden, daß die besten Köpfe der deutschen Arbeiterbewegung, vor allem Carl Legien und Theodor Leipart, für die hier geschilderten Bedürfnisse einer sozialen, großen und erfolgreichen Angestelltenbewegung volles Verständnis gezeigt und dadurch unserer freien Angestelltenbewegung große Dienste geleistet haben. Es liegt im wohlverstandenen Interesse auch der internationalen Gewerkschaftsbewegung, wenn ausgesprochen wird: Eine Übertragung der in Deutschland geschaffenen Organisationsform der beiden großen Heeressäulen von Arbeitern und Angestellten auf die übrigen Landeszentralen des Internationalen Gewerkschaftsbundes wäre geeignet die Kraft der gesamteuropäischen Gewerkschaftsbewegung erheblich zu steigern.

FRIEDRICH HERTZ · FEINDSCHAFT ZWISCHEN KULTUR UND ZIVILISATION?

SEIT einigen Jahren hat sich das Schlagwort des Antagonismus von Kultur und Zivilisation in der öffentlichen Meinung, in der Literatur und der Populärwissenschaft eingebürgert, es dient oft sehr hervorspringenden politischen Tendenzen als geistiger Hintergrund und wird unermüdlich von denen wiederholt, die modern zu sein glauben, wenn sie der Mode von gestern folgen. Gelegentliche Gegenüberstellungen finden sich schon viel früher, aber ohne weitreichende Folgerungen. Sie ergaben sich zunächst durch die sprachliche Abstammung: Zivilisation bedeutete zunächst Zähmung, Verbürgerlichung des Menschen, Kultur zuerst Bearbeitung des Bodens, dann auch des Geistes. Unsere klassischen Denker unterscheiden zwischen höheren und niederen Komplexen des geistigen und sozialen Lebens, es findet sich auch gelegentlich, so bei Kant und Wilhelm von Humboldt, eine Differenzierung von Kultur und Zivilisation, denen sie aber etwas Höheres, nämlich die Moralisierung oder die Geistesbildung, überordnen. Aber die Scheidung bedeutete noch keineswegs einen Gegensatz. Einen solchen nahm erst Nietzsche an, der im Willen

zur Macht sagte: »Kultur contra Zivilisation. Die Höhepunkte der Kultur und der Zivilisation liegen auseinander; man soll sich über den abgründlichen Antagonismus von Kultur und Zivilisation nicht irreführen lassen. Die großen Momente der Kultur waren immer, moralisch geredet, Zeiten der Korruption; und wiederum waren die Epochen der gewollten und erzwungenen Tierzähmung des Menschen ("Zivilisation") Zeiten der Unduldsamkeit für die geistigsten und kühnsten Naturen. Zivilisation will etwas anderes als Kultur will; vielleicht etwas Umgekehrtes.« Zuletzt hat dann Oswald Spengler das Erstarren der Kultur zur Zivilisation zu einem stets wiederkehrenden historischen Prozeß erhoben, und die Wirkung seines Schemas scheint noch immer sehr stark zu sein. Bei anderen Nationen fehlt zwar der Gedanke eines Gegensatzes keineswegs, hat aber doch lange nicht solche Macht erlangt wie im deutschen Geistesleben. Zivilisation gilt Franzosen und Engländern als ein Begriff, der auch die Geisteskultur umfaßt.

Eine gründlichere Untersuchung und Beurteilung des behaupteten Gegensatzes erforderte nun allerdings eine eingehende historische Erörterung des Kulturbegriffs. Dies ist hier ausgeschlossen, doch sei zur allgemeinen Orientierung auf den sehr klaren und anregenden Überblick verwiesen, den Georg Burckhardt kürzlich gegeben hat.¹ Vor allem muß darüber Klarheit geschaffen werden, daß jene Schriftsteller, die Kultur und Zivilisation als gegensätzliche feindliche Mächte auffassen, das Trennende in sehr verschiedenen Momenten erblicken, zwischen denen sie oft selbst schwanken. 3 Typen von Auffassungen scheinen da vorzuliegen, je nachdem das Ziel, der Ursprung oder die Form betont wird. Zwischen ihnen bestehen allerdings Zusammenhänge. Am häufigsten wird die Kultur als die Gesamtheit der Institutionen aufgefaßt, die geistige und moralische Werte erzeugen oder wahren, oder als die Werte selbst, während als Zivilisation der Apparat zur Erzeugung und Sicherung materieller Werte verstanden wird. Hier wird also nach dem Ziel unterschieden, und es verbindet sich hiermit stets eine Höherbewertung der seelischen Werte, wobei sich aber wieder große Unterschiede ergeben. Die Aufklärung erblickte in der Entwicklung der menschlichen Vernunft den obersten Wert, während Rousseau die fortschreitende Verstandeskultur als zunehmende Verderbnis ansah und den unverdorbenen Naturmenschen, die Rechte des Herzens pries. Noch mehr hat dann die Romantik das Gefühl über den kalten Verstand gesetzt. Die romantische Weltauffassung konzentrierte sich in dem Wort Gemüt, das gerade wegen seiner Unbestimmtheit einen mystischen Zauber ausübte. Fichte stellte in seinen Reden die Romanen, die nur Geist hätten, den Deutschen gegenüber, die außerdem noch Gemüt besäßen, und der Unterschied ist nach seiner Auffassung unermesslich. Hegel sagt: »Die germanische Nation hatte die Empfindung der natürlichen Totalität in sich, und wir können dies Gemüt nennen. Gemüt ist diese eingehüllte, unbestimmte Totalität des Geistes, in Beziehung auf den Willen, worin der Mensch auf ebenso allgemeine und unbestimmte Weise die Befriedigung in sich hat.« Aus dem Hegelschen ins Deutsche übersetzt, heißt dies: Der Deutsche braucht keinen politischen Fortschritt, der doch nur auf dem herzlosen Verstand beruht, denn er ist mit den Schätzen seines Gemüts zufrieden. Aus solchen Ursprüngen ergab sich dann die Auffassung, daß das Geistesleben der Romanen nur Zivilisation sei, jenes der Deutschen aber

1) Siehe *Burckhardt Geschichte des Kultur- und Bildungsproblems* /Leipzig 1922/.

Kultur. Dieses Dogma hat bei uns lange und verderblich genug gewirkt. Auch auf der Gegenseite entstanden ähnliche Antithesen; dort verhöhnte man die "Kultur" als etwas Deutsches, also Feindliches, rühmte sich der eigenen Zivilisation, des lateinischen Genius.

Nun läßt sich schon die so einleuchtende Gegenüberstellung von materieller Zivilisation und geistiger Kultur schwer halten, geschweige denn jene von Verstand und Gemüt. Was sind denn Staat und Recht? Schützen sie materielle oder geistige Güter? Offenbar beide. Sie gehören also nach jener Definition sowohl der Kultur als der Zivilisation an. Religion und Kunst hängen in ihren Anfängen mit der Magie eng zusammen, also mit sehr materiellen Zwecken; und schließlich wird ja auch heute noch um gutes Erntewetter und dergleichen öffentlich gebetet. Schafft andererseits die Wirtschaft bloß materielle Werte? Hat man nicht unzähligemal den Segen der Arbeit gepriesen? Verlangen die modernsten Pädagogen Arbeitsunterricht für unsere Kinder, damit sie bloß besser ihr Brot verdienen können? Ist es doch eine zunächst technisch-wirtschaftliche Tat, die dem Meer neuen Kulturboden zur Siedelung eines freien Volkes abringt, die dem greisen Faust das verdammend erlösende Wort an den Augenblick entlockt: »Verweile doch, du bist so schön.« Hat Goethe damit in der materiellen Zivilisation das letzte Ziel faustischen Ringens erblickt?

In der bei unseren Intellektuellen üblichen betonten Bevorzugung der Gemütskultur vor der Verstandesaufklärung liegt, wie es schon bei Rousseau deutlich erkennbar, eine Tendenz nach rückwärts. Der Naturmensch hat zwar wenig Abstraktionsvermögen, dafür aber oft ein sehr intensives Gefühlsleben. Kann solches aber *nur* bei den Primitiven bestehen? Gerade der ungeheure Fortschritt der technisch-wirtschaftlichen Zivilisation hat auch ein Gefühlsleben von einer Weite und Tiefe ermöglicht, wie es früher kaum möglich war, wenigstens nicht einer so großen Anzahl von Menschen.

Die eben erwähnte Tendenz berührt sich nun mit einer andern Auffassung, die nicht so sehr danach fragt, wohin der geistige Komplex strebt, als woher er entspringt. Dies ist die (allerdings nicht eindeutige) Haltung Spenglers, der die Zivilisation als die jeder Kultur folgende letzte Stufe der Erstarrung und des Absterbens versteht und als die Ursache des Verfalls die Rationalisierung hinstellt. Der Kulturmensch handelt unbewußt, der Zivilisierte bewußt. Zivilisation beruht auf Verstand, Kultur auf Instinkt. Kultur haben der alte kriegerische Adel, der Priester, der Bauer, Zivilisation hat der Städter. Aber Spengler ist nicht konsequent. Er betont andererseits, daß jede hohe Kultur aus der Stadt entsteht und wieder in ihren Steinmassen verdorrt, durch das Überwuchern des Geistes über den Instinkt. Der Instinkt bedeutet ihm wesentlich Machtwillen, und es tröstet ihn, daß solcher auch in der Zivilisation vorkommt. Offenbar wurzelt die Verherrlichung des Instinkts auf Kosten des Geistes in der Ansicht, daß die Entfaltung des Machtwillens etwas Stärkeres, Großartigeres, Schöneres ist als das von des Gedankens Blässe angekränkelte Dasein des Geistesmenschen. Spengler sieht mit Hohn auf Gelehrte, Ethiker und Weltverbesserer herab, er verwirft jedes Haften an Idealismus und Romantik und preist den »stahlharten Rassenmenschen von ungeheurem Verstand«, in dem sich ein gigantisches Machtstreben verkörpert, den kapitalistischen Übermenschen. Er kommt schließlich dazu, daß er in der Krönung des gewaltigen Gebäudes der Zivilisation

die eigentliche Mission der Deutschen, als der letzten Nation des Abendlands, sieht. Der Skeptizismus, Fatalismus, Naturalismus Spenglers bildet offenbar den äußersten Gegensatz zu jener Auffassung deutschen Wesens, die Fichte gegeben hat, obwohl Spengler sich rühmt, er habe eine deutsche Philosophie geschaffen. Natürlich ist Spengler von Haß gegen alle Demokratie und Weltverbesserung erfüllt, und er steigt mit seinen Anwürfen gelegentlich auf ein bedauerlich niedriges Niveau herab. Dies zeigt deutlich, wohin die Überspitzung des Gegensatzes von Kultur und Zivilisation führen kann. Den Kosmopolitismus nennt Spengler geistiges Fellachentum. Wie jammervoll fellachenhaft muß da das Dasein Goethes gewesen sein.

Schließlich dürfte eine besondere Auffassung durch die Betonung der Einheit und Geschlossenheit gegeben sein, wie sie Nietzsche begründet hat. Ihm bedeutet Kultur im wesentlichen eine Stileinheit, die aber in ungebrochener seelischer Einheit, einem starken Glauben wurzelt. Unkultur wäre dann ein unausgeglichenes Gemengsel verschiedener geistiger Elemente. Die Zivilisation, das Grüne Weide-Glück der großen Menge, verhöhnt Nietzsche. Kultur ist ihm untrennbar mit blutigem Kampf um die Macht verbunden. Bei Nietzsche liest sich das sehr schön. Denn was er meint², ist etwas ganz anderes als der Schwindel, der bei uns oft mit seinem Wort von krassen Obskuranten getrieben wird. Die größte Ignoranz und Roheit hängt sich heute gern das Wort Kultur um. Man möchte auf die Kultur anwenden, was Goethe vom Gemüt gesagt hat: »Die Deutschen sollten in einem Zeitraum von 30 Jahren das Wort Gemüt nicht aussprechen, dann würde nach und nach Gemüt sich wieder erzeugen. Jetzt heißt es nur Nachsicht mit Schwächen, eigenen und fremden.«

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Außenpolitik / Ludwig Quessel

Völkerbund

Am 25. September ist die 7. Versammlung des Völkerbunds mit einer Rede

ihres Präsidenten Nintschitsch, in der die Bilanz der Tagung gezogen wurde, beendet worden. Das äußere Ergebnis ist der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, der jedoch zu den Austrittserklärungen Brasiliens und Spaniens geführt hat, so daß sich einstweilen noch nicht sagen läßt, ob die Genfer Institution wirklich gestärkt aus ihrer 7. Tagung hervorgeht. Was die inneren Vorgänge betrifft, so ist es wenigstens gelungen eine gemeinsame Linie für den gleichzeitigen Eintritt Deutschlands und Polens in den Völkerbundsrat zu finden: durch die Errichtung eines neuen Sitzes für Polen, dessen dauernder Besitz ihm durch seine Wiederwählbarkeit als Ratsmitglied einigermaßen ge-

sichert worden ist. Abgesehen von dem Eintritt Deutschlands und Polens in den Rat sind als Ergebnisse der Völkerbundstagung noch die Resolution über die Vorbereitung der Wirtschaftskonferenz und die Resolution über die Konferenz zur Beschränkung und Verminderung der Rüstungen anzuführen. Auch diese Tagung hat gezeigt, daß die parlamentarische Methode der Vollversammlungen Wert und Bedeutung für die Lösung politischer Probleme in der Regel nur so weit erlangt, als mittels der diplomatischen Methode, die im Rat und in den Kommissionen vorherrscht, die notwendige Vorarbeit schon geleistet worden ist. Im übrigen kann gesagt werden, daß im Mittelpunkt aller Leistung des Völkerbunds der Rat steht, der das Exekutivkomitee, ja die eigentliche Regierung des Völkerbunds geworden ist.

Was die Nationen anlangt, die an der 7. Tagung führend beteiligt waren, so besteht kaum ein Zweifel, daß den stärk-

²) Siehe darüber *Barkan Nietzsche der Imperialist*, in den Sozialistischen Monatsheften 1924 Seite 501 und folgende.

sten Erfolg Frankreich davongetragen hat. Zunächst durch die herzliche Art, wie Briand, von der schmerzlichen Erinnerung an die Leiden des Krieges bewegt, Deutschland im Völkerbund begrüßte, womit, wie der Observer zugeben mußte, »die moralische Würde Frankreichs einen Zuwachs erfuhr«. Aber nicht nur nach der gefühlsmäßigen und oratorischen, auch nach der positiven Seite ist Frankreichs Erfolg in Genf unbestritten. Es war ein französischer Erfolg, daß Polen nach seiner einstimmigen Wahl in den Rat die Wiederwählbarkeit zugesichert erhielt. Wie groß er war, offenbaren insbesondere die Kommentare, die man darüber am 3. September im Manchester Guardian und am 4. September in den Daily News finden konnte. Man wird dem Temps zustimmen können, daß auch der Umstand, daß im Völkerbundsrat alle Nationen vertreten sind, mit denen Frankreich Freundschaftsverträge abgeschlossen hat: Belgien, Polen, Tschechoslowakei und Rumänien, als ein Erfolg Frankreichs angesehen werden kann. In London gibt man sich auch, wie die englische Presse erkennen läßt, keinerlei Illusionen darüber hin, daß die geistige Atmosphäre am Genfer See alles andere eher als angelsächsisch ist, und daß es unmöglich ist Frankreich in Genf zu isolieren, solange es stark und konsequent hier den kontinentaleuropäischen Gedanken vertritt. Der Eindruck, den Deutschland in Genf hinterließ, war zwar nicht ganz so stark. Immerhin wird man das erste Erscheinen Deutschlands in Genf als einen Erfolg deutscher Politik buchen können, weil sein Eintritt in den Völkerbund zugleich seine Wiederaufnahme in die Reihe der Großmächte bedeutet. Allerdings ist zum Schluß der Genfer Tagung dieser Erfolg Deutschlands durch die ganz verkehrte Aufwerfung der Kriegsschuldfrage in einer privaten Rede des deutschen Außenministers merklich gemindert worden. Die Entgleisung kam um so unerwarteter, als Briands Diplomatie diese Frage, die in den Augen der Welt gar keine Streitfrage mehr ist, geschickt beiseite zu schieben verstanden hatte.

Italienisch-rumänischer Vertrag

Es scheint, als ob Mussolini, um sein wiederholt verkündetes Expansionsprogramm kontinental zu sichern, sich vor allem in Zentraleuropa vor Überraschungen schützen will. Wie die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien sieht auch Italien in der Vereinigung Deutsch Österreichs mit Deutschland eine ernste

Gefahr. Der italienisch-rumänische Vertrag wird nun als die Herstellung einer Verständigung darüber angesehen, daß beide Staaten auch dann entschiedenen Einspruch gegen den Anschluß Österreichs an Deutschland einlegen wollen, wenn Frankreich gegen ihn nichts einwenden sollte. Viel beachtet worden ist, daß der italienisch-rumänische Vertrag den Besitz Bessarabiens Rumänien nicht garantiert. Man kann annehmen, daß Mussolini dadurch der Politik Moskaus, das die Vereinigung Bessarabiens mit Rumänien unermüdlich als Raubbrandmarkt, Rechnung tragen und einer Verwicklung Italiens in osteuropäische Wirren vorbeugen wollte. Möglich ist aber auch, daß, als er die Garantie für Bessarabien Rumänien abschlug, er einem Wunsch Englands entgegenkam, das, im Interesse der Aufrichtung des sogenannten europäischen Gleichgewichts, die Unsicherheit der östlichen Grenzen erhalten wissen will.

Die jetzt bestehende vertragsmäßige Verpflichtung Italiens sich, wenn es nottut, an der Seite der Tschechoslowakei, Jugoslawiens und Rumäniens der Vereinigung Deutsch Österreichs mit Deutschland mit Waffengewalt zu widersetzen, ist ein Faktum, das von der deutschen Politik nicht übersehen werden darf. Es besagt natürlich nicht, daß die Deutschen des Deutschen Reichs nun auf ihre staatliche Vereinigung mit den Deutschen Österreichs verzichten sollen. Es muß sie aber nun erst recht dazu anhalten die gesamteuropäischen Vorbedingungen zu schaffen, auf Grund deren die Ausübung des Selbstbestimmungsrechts auch für die österreichischen Deutschen zur Selbstverständlichkeit wird.

Tangerfrage

In der Tangerfrage, die die europäische Diplomatie seit 22 Jahren beschäftigt, ist am 1. Oktober insoweit eine bestimmt umrissene Wendung eingetreten, als ein amtliches spanisches Communiqué nähere Einzelheiten über das Verfahren, das Spanien zur Geltendmachung seiner Ansprüche einzuschlagen gedenkt, angibt. Spanien »wird zunächst in Vorverhandlungen mit Frankreich eintreten. Das Ergebnis dieser Vorverhandlungen wird dann England vorgelegt werden und vielleicht auch denjenigen Mächten, die das Tangerstatut mitunterzeichnet haben. Das wird dann der Augenblick sein, in dem Spanien die Folgerungen ziehen wird, die sich aus der Notwendigkeit der Änderung des Tangerstatuts ergeben.« Mit dieser Ankündigung ist die Tanger-

frage in ein neues Stadium getreten. Man weiß, daß von Madrid schon seit Jahren die These verfochten wird, daß jede dauerhafte Pazifizierung der spanischen Marokkozone so lange ein Ding der Unmöglichkeit ist, als der englische Waffenschmuggel nach dem Rifgebiet über Tanger nicht unterbunden werden kann. Das neutralisierte Tanger sei aber in Wahrheit englisches Herrschaftsgebiet. Das Problem, um das es sich handle, nämlich die Unterbindung des Waffen- und Munitionsschmuggels nach dem Rif von Tanger aus, könne befriedigend nur durch Einbeziehung Tangers in die spanische Zone gelöst werden. Nach den Erklärungen Austen Chamberlains im Unterhaus am 30. August kann das Londoner Kabinett seine Zustimmung zur Einbeziehung Tangers in die spanische Zone nicht geben, aber es will sich Verhandlungen mit Madrid und Paris darüber, in welcher Weise den spanischen Beschwerden wegen des Waffenschmuggels Rechnung getragen werden könnte, nicht entziehen. Die Ankündigung Primo de Riveras, der sich seiner englisch orientierten Gegner in Spanien bisher erfolgreich erwehren konnte, scheint aber nicht auf das Anerbieten Chamberlains hinauszulaufen sondern sich viel weiter erstrecken zu wollen. Man wird daher wohl mit energischen englischen Gegenaktionen gegen Primo de Riveras Tangerwünsche, sowohl auf dem Boden der innern Politik Spaniens als auch in der europäischen Politik, rechnen können.

China

Von den 3 Parteien, die in China um die Herrschaft ringen, hat die Komingtangpartei in den letzten Monaten die größten Erfolge aufzuweisen. Von Kanton ausgehend, hat sich ihr militärischer Einfluß über die südlichen Provinzen Chinas (Kuangtung und Kuangsi) ausgedehnt und derart befestigt, daß man jetzt schon von der Regierung der Vereinigten beiden Kuangprovinzen spricht und schreibt. Das Programm der in den Kuangprovinzen die staatliche Herrschaft ausübenden Komingtangpartei fordert die Wiederherstellung der uneingeschränkten Souveränität Chinas gegenüber dem Ausland, föderalistischen Regierungsaufbau und staatssozialistische Organisation des Verkehrs und der Großindustrie. Zurzeit reicht die Macht der Regierung der Kuangprovinzen, die ihren Sitz in Kanton hat, bis in das Herz Chinas. Ihre Armee hat den Führer und Feldherrn der Tschilipartei, den General Wupeifu, der bisher mit eng-

lischer Unterstützung Chinas große zentrale Wasserstraße, den Jangtse, beherrschte, entscheidend geschlagen. Die 3 großen Jangtsestädte im Herzen Chinas, Hankau, Wutschang, Hanjang, sind in ihrer Hand. Nach dem Fall seines Hauptquartiers wird Wupeifu als erledigt angesehen. Ungeachtet der Niederlage der Tschilipartei am Jangtse konnte sich ihr anderer Feldherr, der General Suntschuanfang, aber noch in den 4 östlichen Provinzen Kiangsu, Anhwei, Fukien und Tschekiang, mit Hilfe Englands halten. Auch die Provinz Honan im nordwestlichen China kann einstweilen noch als Herrschaftsgebiet der Tschilipartei, die von England und Amerika finanziert und vom chinesischen Großhandel gestützt wird, bezeichnet werden. Wie sehr die Verdrängung der Tschilipartei vom mittlern Jangtse die englischen Interessen gefährdet, haben die letzten Ereignisse gezeigt. In der Vollversammlung des Völkerbunds vom 24. September 1926 gab der chinesische Delegierte Tschu eine Schilderung der Vorgänge am 8. Juni sowie am 2. und 29. August. Englische Kauffahrteischiffe, die auf dem Jangtse fuhrten, hätten, so führte er aus, eine Reihe von kleinen Schiffen der chinesischen Eingeborenen in voller Fahrt überrannt und zum Sinken gebracht, wobei die Besatzungen der chinesischen Boote ertrunken wären. Als von den chinesischen Behörden, so erklärte der chinesische Redner weiter, eine Untersuchung angestellt werden sollte, wurden die Untersuchungsbehörden von einem britischen Kreuzer bedroht. Am 5. September habe sich ein noch schwererer Zwischenfall zugetragen, indem ein englischer Kreuzer das Feuer auf chinesische Soldaten eröffnet hätte. Dabei seien mehrere Tausend Soldaten und Zivilpersonen ums Leben gekommen, weil das Feuer der britischen Kreuzer gegen mehrere dichtbevölkerte Städte am Jangtse gerichtet war. Diese Schilderungen Tschus erhielten noch dadurch eine besondere Note, daß sie auf den von der Kantonregierung eingebrachten Protest gegen England Bezug nahmen, den zu vertreten Tschu sich verpflichtet glaubt, weil eine Zentralregierung in Peking nicht mehr bestehe. Lord Robert Cecil erklärte mit verhaltenem Erregung, daß die chinesische Delegation ihm mit ihrer Erklärung eine große Überraschung bereitet hätte. Ohne nähere Mitteilung seiner Regierung könne er aber die chinesische Darstellung entschieden bestreiten. Die Zwischenfälle hätten sich wesentlich anders abgespielt. Außerdem könne er mit-

teilen, daß zwischen den zuständigen englischen und chinesischen Behörden Verhandlungen im Gang seien, von denen er hoffe, daß sie zu einer Verständigung führen werden.

Am Jangtse liegen die Dinge jetzt so, daß die Feldherren der Regierung der Kuangprovinzen den obern und mittlern Lauf des gewaltigen Stroms bis über das Städtedreieck Hankau-Wutschang-Hanjang hinaus beherrschen. Von jenem Dreieck aus beginnt der Einfluß Kantons sich den Jangtse hinab, der die große Handelsstraße Chinas bildet, bis Schanghai auszudehnen, so daß die Gefahr besteht, daß das Jangtsetal durch die Kantonarmee vollständig besetzt wird. Die Tschilipartei behauptet sich nur noch in den östlichen Provinzen Fukien, Tschekian, Anhwei und Kiangsu, und auch hier nicht mehr ganz unangefochten, weil in Schanghai jeder Sieg der Kantonarmee über die Streitkräfte der Tschilipartei von den Studenten und Arbeitern mit Jubel begrüßt und als nationaler Erfolg gefeiert wird.

Während der andere Feldherr der Tschilipartei, vom linken Flügel der Komingtangpartei militärisch, agitatorisch und politisch hart bedrängt, den untern Jangtse und die Seeprovinzen Fukien, Tschekian und Kiangsu zu halten sucht, scheint Tschangtsolin, der mit japanischer Hilfe das nordöstliche China zwischen der Wüste Gobi und dem Meer, vom Amur bis Kiautschou hinab, beherrscht, die Auseinandersetzung zwischen der Tschilipartei und der linken Komingtang mit ruhiger Gelassenheit zu betrachten. Allerdings wird auch er aus seiner Ruhe bald aufgeschreckt werden, wenn es sich bewahrheiten sollte, daß der General Feng bei Kalgan am Rand der Wüste Gobi damit beschäftigt ist ein Söldnerheer der linken Komingtang aufzustellen, dessen militärisches Ziel noch im Dunkeln liegt.

Im ganzen läßt sich über die Entwicklung in China sagen, daß der Bürgerkrieg in den letzten Monaten zu einer starken Ausdehnung der russischen und der japanischen Einflußzone geführt hat, während das Gebiet, das bisher angelsächsischen Einflüssen unterlag, eine für London und Washington bedrohliche Einschränkung erfahren hat. Schließlich ist noch zu bemerken, daß die äußere Mongolei fest in der Hand Rußlands ist, und die Einladung Englands zu einem gemeinsamen Vorgehen der Großmächte gegen die Kantonarmee von Paris und Tokio zwar sehr höflich, aber auch sehr entschieden abgelehnt wurde.

Totenliste

Am 12. Mai 1925 starb, im Alter von 59 Jahren, der französische General *Charles Marie Mangin*. Man kennt ihn hauptsächlich als Organisator der Negertruppen, die die Kampfkraft des französischen Heeres verstärkten. Er hat 3 Jahre als Soldat in Tongking und 27 Jahre in den afrikanischen Kolonien Frankreichs gedient. 1912 gewann er die Schlacht bei Marrakesch. Während des Weltkriegs, in dem er die 10. Armee kommandierte, wurde er 5mal verwundet. Im Jahr 1919 wurde er in das besetzte Gebiet gesandt, aus dem er nach den sogenannten Separatistenunruhen abberufen wurde. Mangin war, in Frankreich ein nationales Verdienst, Vater von 8 Kindern.

Am 2. Februar 1926 starb in einem Berliner Sanatorium, 77 Jahre alt, *Wladimir Suchomlinow*, Rußlands Kriegsminister beim Ausbruch des Weltkriegs. Suchomlinow war schon vor dem Russisch-Japanischen Krieg eine der größten Hoffnungen der russischen Armee. Nach dessen Beendigung trat er stärker hervor und kam dadurch in einen Gegensatz zu dem Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch, ein Gegensatz, der ihm später verhängnisvoll wurde. Im Jahr 1908 wurde er Kriegsminister, und er hat in 5 Jahren die durch den Krieg mit Japan verwüstete Armee wieder aufgebaut, so daß sie im Weltkrieg immerhin bedeutende Taten vollbringen konnte. Auf Betreiben des Großfürsten Nikolaj wurde er am 24. Juli 1915 seines Postens enthoben. Ja, es wurde ihm, wegen ungenügender Versorgung der Armee mit Kriegsmitteln, der Prozeß gemacht. Dieser berühmte Suchomlinowprozeß ist dann auch politisch in der denkbar größten Weise ausgebeutet worden: innenpolitisch von den Bolschewisten, außenpolitisch von denjenigen Mächten, die ein Interesse daran hatten die Hauptschuld am Kriegsausbruch auf Rußland und Frankreich zu wälzen: ein Versuch, der objektiv mißlingen mußte. Als die Bolschewisten zur Herrschaft kamen, entließen sie den inzwischen verurteilten Suchomlinow ins Ausland. Seine letzten Lebensjahre hat er in dürftigen Verhältnissen in Deutschland zugebracht.

Ein anderer russischer Feldherr, und wohl der populärste, *Alexej Brussilow*, starb in der Nacht zum 17. März in Moskau, in seinem 73. Lebensjahr. Brussilow, der die gewöhnliche Laufbahn des vornehmen russischen Offiziers durchgemacht hatte, wurde im Weltkrieg, in erster Linie wohl auf Grund seiner persönlichen Tollkühnheit, Oberbefehlshaber der russischen

Südwestfront; er errang als solcher 1916 bedeutende militärische Erfolge. Nach der Märzrevolution des Jahres 1917 stellte er, vor allem russischer Patriot, sich rückhaltslos der revolutionären Regierung zur Verfügung. Er leitete die Offensive, die von Kerenskij unternommen worden war, um Deutschland zu dem von ihm proklamierten Frieden ohne Annexionen und Kontributionen zu zwingen (siehe den Artikel Lloyd George, Kerenskij und der Friede, in den Sozialistischen Monatsheften 1917 II Seite 868 und folgende). Nachdem dieser Versuch durch die bolschewistische Propaganda in der Armee gescheitert, ein wirklich europäischer Friede des Selbstbestimmungsrechts daher nicht zustande gekommen war, vielmehr der Weg nach Brest Litowsk eingeschlagen wurde, der Deutschland nach Versailles führte, war die Laufbahn Brussilows im wesentlichen zu Ende. Er diente zwar später aus dem gleichen Nationalgefühl, das ihn stets beehrte, auch unter der bolschewistischen Regierung. Aber außer dem Vormarsch in Polen vom Jahr 1920 (einem Reiterstück, das doch keinen Erfolg haben konnte, da die Rote Armee keine militärische Kampfkraft hatte und in dem Augenblick zurückgeworfen wurde, als die polnische Armee unter französische militärische Führung kam), konnte er nichts mehr vollbringen. Brussilow verkörpert das Urbild des patriotischen Militärs, dem sein Land alles, dessen Regierungsform nichts ist.

Am 28. April starb in Tokio nach langer Krankheit der japanische Heerführer *Kageaki Kawamura*, 76 Jahre alt. Der Sieg Japans bei Mukden wie in den anderen mandchurischen Schlachten war zum großen Teil seiner Führung zu verdanken.

Kurze Chronik Anfang Juli wurde in Paris der Schiedsgerichtsvertrag zwischen *Frankreich und*

Dänemark unterzeichnet, dessen Bestimmungen an Stelle des Übereinkommens beider Staaten vom 9. August 1911 gelten sollen. Der neue, von Briand und dem Pariser dänischen Gesandten Bernhoft unterzeichnete Vertrag entspricht den allgemeinen Grundsätzen des Völkerbunds zur Schlichtung außenpolitischer Konflikte zwischen verschiedenen Staaten. ◊ Auf dem *Panamerikanischen Kongreß*, der im Juni in Panama tagte, wurde eine Resolution angenommen, die die Schaffung eines amerikanischen Völkerbunds fordert. Sie verlangt, daß die amerikanischen Staaten zur Ausarbeitung einer panamerikanischen Verfassung eine Kon-

ferenz einberufen. Unter der Initiative Panamas solle die Panamerikaunion die schnellstmögliche Verwirklichung dieses Völkerbunds einleiten. ◊ Vom 3. bis zum 6. Oktober wurde in Wien der 1. *Paneuropäische Kongreß* abgehalten. Die meisten Teilnehmer waren sich über Wesen, Inhalt und Begründung des Kontinentaleuropagedankens, dem die Tagung diene, zwar keineswegs völlig im klaren. Nichtsdestoweniger hat die Veranstaltung für diesen Gedanken geistig geworben, und ihr Organisator, Nikolaus Robert Coudenhove-Kalergi, hat sich damit kein geringes Verdienst errungen.

◊ Der englische Botschafter in Berlin *Edgar Vincent Viscount d'Abernon*, der der Lordprotector der deutschen Regierung genannt worden ist, legte am 8. Oktober sein Amt nieder. In einem Nachruf auf seine Tätigkeit schrieb der *Evening Standard* am 23. September: Lord d'Abernon habe seit 2 Jahren zurücktreten wollen; aber man hätte ihn überredet auf seinem Posten zu bleiben, bis Deutschland Mitglied des Völkerbunds geworden sei. Dieses große Werk schließe eine außerordentlich erfolgreiche Arbeit ab und mache Lord d'Abernon zu dem hervorragendsten Botschafter der neuesten Zeit. Das Geheimnis seines Erfolgs habe in dem unbedingten Vertrauen gelegen, mit dem er die deutsche Regierung zu allen seinen Äußerungen und Taten erfüllt hätte. Er habe nach seiner 6jährigen Amtstätigkeit die Genugtuung den Namen Englands in Deutschland höher geehrt zu wissen als in den letzten 3 Jahrzehnten. Man muß zugeben: Der *Evening Standard* hat in jedem Punkt das Richtige getroffen. Hoffentlich ist aber jetzt mit dem Ende dieser 6 Jahre auch die Periode der Alleinherrschaft in Deutschland beendet. Dann bedeutete wirklich, wie der *Vorwärts* am 9. Oktober schrieb, der Abschied *Viscount d'Abernon*s den »Abschluß eines Abschnittes der europäischen Geschichte«.

Nationale Bewegung / Karl Thieme

Frankreich Frankreich ist seit dem Krieg in erstaunlichem Maß Einwanderungsland geworden. Die Volkszählung von 1921 ergab 37 659 727 Franzosen und 1 550 049 Ausländer. Deren Anzahl ist inzwischen auf 2 845 214, also beinahe auf das Doppelte, angewachsen. Es befinden sich unter ihnen 807 000 Italiener, 310 000 Polen und 91 000 Russen. Hierzu kommt noch eine beträchtliche Anzahl nicht registrierter Fremder auf französischem Boden. Nächstens wird

also jeder 10. Mann dort ein Ausländer sein, die ab- und zuströmenden Touristen nicht gerechnet. Die überwiegende Mehrzahl jener 3 Millionen besteht nicht aus Tagedieben sondern aus Menschen, die sich in der französischen Industrie (und teilweise sogar schon in der Landwirtschaft) ihren Lebensunterhalt erarbeiten und sich zum größten Teil dauernd auf französischem Boden niederlassen wollen. Zum Teil behalten sie ihre Nationalität bei. Die Italiener zum Beispiel, die in festen Kolonien im Südosten Frankreichs und im Garonnebecken sitzen, stehen in direkter Verbindung mit Rom; Schule, Kirche, Konsumverein und Fascio, alles richten sie sich italienisch ein. Auch die polnische Regierung ist durch Staatsvertrag zur Beaufsichtigung ihrer Staatsangehörigen in Frankreich berechtigt. Viele Tausende, die durch die amerikanische Immigrationsgesetzgebung am Aufsuchen der Neuen Welt verhindert worden sind, haben also in Frankreich Raum gefunden. Es sind großenteils Angehörige solcher Nationen, die sich in Amerika als schwer assimilierbar erwiesen haben. Ob sie sich dem gallischen Wesen einpassen werden, bleibt abzuwarten. Bisher hat sich die assimilatorische Anziehungskraft der französischen Kultur stets als sehr stark erwiesen.

Gleichzeitig hat auch die Landflucht in Frankreich einen großen Umfang angenommen; waren noch 1916 76 % seiner Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig, so sind es heute keine 50 % mehr. In den letzten Wochen wurde von Gesetzgebungsprojekten gesprochen, die die Neuansiedlung auf dem Land fördern sollen, und die im Zusammenhang mit der allgemeinen, auf Währungswiederherstellung und Produktionsförderung gerichteten Politik der neuen Regierung stehen. Jedenfalls hat die Änderung des Verhältnisses zwischen Land- und Stadtbevölkerung für die nationale Zukunft Frankreichs nicht geringe Bedeutung.

In diesem Zusammenhang muß kurz auf eine Erscheinung hingewiesen werden, die später einer ausführlichen Behandlung in dieser Rundschau bedarf: nämlich auf die regionalistische Bewegung, die seit dem Ausgang des Krieges in Frankreich entstanden ist, und die das System des innenpolitischen Zentralismus, das offenbar sein Optimum bereits überschritten hat, durch ein System der Selbstverwaltung und des kulturellen Eigenlebens in den verschiedenen Landesteilen Frankreichs ablösen will. Es sei als wichtiges Symptom diesmal nur vermerkt, daß Millerand kürzlich für eine

Verfassungsrevision regionalistischer Tendenz eingetreten ist. Wie die in Straßburg erscheinende République am 19. August berichtete, hat er sich dahin ausgesprochen, daß die Verhältnisse im Elsaß die französische Gesetzgebung lehren sollten in ganz Frankreich ein regionales System einzuführen, das ihr dann erlauben werde auf die einfachste und verständigste Weise Probleme zu lösen, die jetzt schwere Verwirrungen hervorrufen, zum Beispiel das der Religionsübung. Das elsässische Beispiel zeige, »daß die Lösung der politischen Probleme von dem Verwaltungsproblem abhängig ist, und daß die Einführung eines regionalistischen Regimes der französischen Einigkeit in keiner Weise entgegensteht«.

China Für die nationale Bewegung des Fernen Ostens ist der Machtkampf auf der Oberfläche des chinesischen politischen Lebens von größter Wichtigkeit (siehe die Rundschau Außenpolitik, in diesem Band Seite 705 und folgende). Es scheint, daß »keine der großen natürlichen Landschaften Chinas stark genug ist den anderen das Gesetz des Handelns aufzuzwingen. In dem Augenblick, wo sich die örtlichen Machthaber, zu weiteren Schlägen ausholend, von den Ursitzen ihrer Macht entfernen, verlieren sie schnell an dynamischer Wirkung, bis sehr bald durch Verrat und Mangel an innerer Festigkeit Gleichgewichtszustände gegenüber den anderen Machthabern eintreten, ähnlich wie wir uns die römischen Verhältnisse zur Zeit der Triumvirn vorstellen«. Diese Sätze stammen von dem Herausgeber der Zeitschrift für Geopolitik, Karl Haushofer, der nicht müde wird das Erwachen Chinas zu beleuchten und auf seine welthistorische Bedeutung hinzuweisen.

Man muß stets dessen eingedenk sein, daß es sich dort um ein Volk von 420 Millionen Menschen (ein Viertel der Erdbevölkerung) handelt, die, ein Jahrhundert hindurch teils unter Fremdherrschaft gebracht teils in immer engerem Staatsraum zusammengedrängt (von 17 500 Kilometer Küste auf 7 100), heute zur Forderung nationalen Selbstbestimmungsrechts entschlossen und durch kein Gegeneinanderhetzen eifersüchtiger Generale dauernd in Ohnmacht zu halten sind. Es ist sehr charakteristisch, daß von Feng berichtet wird, er nehme grundsätzlich keine altgedienten Soldaten mit ihren Räuberinstinkten in seine Armee auf sondern nur Bauernsöhne, die, in strenger Zucht gehalten, theoretisch und ge-

werblich notdürftig geschult, durch 3jährigen Heeresdienst ein Anrecht auf Siedlungsland erwürben, so daß diese Armee eine volksbildende Macht für den Nordwesten darstelle. Daneben bemüht sich im Süden von dem Zentrum Kanton aus die Komingtangpartei um die getreue Erfüllung des politischen Testaments Sunjatsens, seines Industrialisierungsprogramms, das China autark machen soll (siehe diese Rundschau, 1925 Seite 359). Der akute Wirtschaftskampf gegen England, insbesondere gegen seinen Vorposten Hongkong, hatte in den letzten Monaten etwas nachgelassen, so daß auch die Gegenwirkung zunächst wieder ganz auf unterirdische Veruneigungsarbeit beschränkt werden konnte; Das offizielle England erklärte durch den Mund Bal-fours auf eine Anfrage der Labour Party im Oberhaus, Großbritannien sei himmelweit von einer (durch die Times angeregten) Intervention der Mächte in China entfernt, es sei durchaus gewillt der Entstehung eines nationalen Selbstbewußtseins in China Rechnung zu tragen, so sehr es auch unter den gegenwärtigen Wirren zu leiden habe. Für die Zukunft erwarte die britische Regierung eine föderative Staatsform in China. Lange hat freilich diese "Versöhnlichkeit" nicht vorgehalten; aus vorläufig noch ganz ungeklärten Ursachen hat sich zwischen einem Unterführer Wupeifus und englischen bewaffneten Dampfern eine Schießerei ergeben, die nach der Darstellung des chinesischen Völkerbundsdelegierten auf chinesischer Seite große Opfer gefordert und furchtbare Erbitterung hervorgerufen hat. (Dabei ist es besonders charakteristisch, daß hier ein Unterführer desjenigen chinesischen Generals, der als englischer Agent gilt, in solch einen Konflikt verwickelt werden konnte.) Daß die gegenwärtige Zentralregierung machtlos ist, war ein Hauptgrund dafür, daß am 23. Juli die Pekinger Tarifkonferenz, nach 9 Monaten ziemlich ergebnisloser Arbeit, auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Die britische Delegation hat auf dieser Konferenz alle chinesische Empfindlichkeit zu schonen versucht. England strebt danach in China wieder an Boden zu gewinnen. Ob ihm das heute noch gelingen kann, ist sehr fraglich.

Linksnationalismus

Zur Charakteristik der nationalen Bewegung in Deutschland lassen sich sehr interessante Beobachtungen an einem Organ machen, das unter dem Titel Widerstand, Blätter für sozialistische und nationalrevolutionäre Politik, erscheint /Berlin,

Bernard & Graefe/. Die Verfasser gehören dem ehemaligen Hofgeismarkkreis der Jungsozialisten an. An die Stelle des Sozialismus ist für sie in vollem Umfang die nationale Idee getreten, deren unbedingter Primat mit den bekannten Argumenten der Völkischen gefordert wird, wengleich die Mitarbeiter sich von diesen durch betonten Gegensatz unterscheiden wollen. Als politische Hauptaufgabe deutscher Gegenwart, hinter der alles andere zurückstehen müsse, wird die Befreiung vom Versailler Vertrag hingestellt, kulturell der Kampf gegen die »westliche Geistigkeit«. In einem Artikel, in dem Treitschke zitiert ist, wird gesagt, »daß die Knechtung einer volklichen Individualität mit den eingeborenen Werten und Lebensenergien der Deutschen von vornherein und immer gegen die Natur und auch den Sinn der Geschichte verstößt. Diese Individualität hat, indem sie ist, was sie ist, ein unbestreitbareres Recht unabhängig und im Stande der Selbstbestimmung da zu sein als etwa jene Völklein, die sich seit 1918 an Deutschlands östlichen Grenzen breitgemacht haben.« Die hochmütige Wendung von den »Völklein« im Mund von Menschen, die sich zum Sozialismus bekennen, zeigt, daß ein Nationalismus als Ersatzreligion, die von vornherein nicht die Gesamtmenschheit sondern nur einen Teil von ihr das Heil verwirklichen sieht, wesensmäßig bei keinem (wirklichen oder eingebildeten) Konflikt zwischen dem eigenen Volk und einem andern im sozialistischen Sinn entscheiden kann, weil nur des einen Interesse als unzweifelhaft befriedigenswert und ohne Prüfung als dem andern übergeordnet für ihn gegeben ist. Von Interesse ist ferner, daß jene Autoren sich den Widerstand gegen Versailles nur in den Formen vorstellen können, in die ihn die deutschvölkischen Wortführer zu kleiden pflegen: außenpolitisch Sturmlauf gegen den Dawesplan, im Innern Kampf gegen die »Agenten und Advokaten der Siegerinteressen«. Für Menschen, die einfache Richtlinien brauchen, ist das Ineinander von Verständigung und Widerstand, das eine wirklich schöpferische Außenpolitik verlangt, zu kompliziert. Die Verständnislosigkeit des größten Teils der deutschen Sozialdemokratie gegenüber dem Wesen des Nationalen macht eine Reaktion gegen sie und damit das Bedürfnis nach national klingenden Parolen psychisch begreifbar. Wer aber ein neues Deutschland aufbauen will, darf sich nicht auf die Absicht seiner Parolen berufen sondern muß vor allem ihre Wirkung im Auge haben. Tatsächlich läuft

jene Proklamation des unterschiedslosen vermeintlichen Widerstands nur darauf hinaus, daß Deutschland nicht deutsche sondern englische Politik treibt. Eine deutsch-französische Zusammenarbeit, die beide Nachbarvölker einer neuen Zukunft entgegenführen, die Entfesselung der nationalen Schaffenskräfte bewirken kann, verstößt gegen die englische Balance of power-Doktrin, die bestimmt ist den Kontinent dauernd niederzuhalten und es Deutschland unmöglich macht seine nationale Selbständigkeit wiederzuerlangen. So gut es also auch die Verfechter des Widerstands mit der deutschen Nation meinen mögen, faktisch arbeiten sie gegen sie. Diese Art eines deutschen Nationalismus ist den englischen Staatsmännern stets willkommen gewesen. Wer ein wirklich lebendiges Nationalgefühl besitzt, muß sich von solchen nationalistischen Strebungen frei machen.

Totenliste

Am 15. Juni 1925 starb in Dardschiling Gandhis indischer Gegenspieler *Chitta Randschan Das*. Er war am 5. November 1870 in Kalkutta geboren und zuletzt dort Bürgermeister, nachdem er 1919 um der Nonkooperation willen seinen Rechtsanwaltsberuf aufgegeben hatte. 1922 wendete er sich von Gandhi ab und begründete die Swaradschpartei, die Parlamentswahlen nicht grundsätzlich ablehnt und in einem Manifest ihren Mitgliedern die Annahme von Regierungsstellen unter gewissen Bedingungen zugestanden hat. Ein aus Smolensk stammender Jude hat als den Mörder seiner Eltern und vieler Juden der Ukraine am 25. Mai 1926 in Paris *Simon Petljura* erschossen, der, in jungen Jahren selbst Sozialist, einen selbständigen ukrainischen Bauernstaat aufzurichten versucht hat, damit aber immer wieder: 1917, 1918 und 1920, beim Krieg Rußlands gegen Polen, gescheitert ist, so daß er schließlich nur noch literarisch im Ausland wirken konnte. Anfang August ist der jüdische Dichter und Politiker *Israel Zangwill*, 62 Jahre alt, gestorben. Er war ein Vertreter des Territorialismus, das heißt, er propagierte eine jüdische Siedelung außerhalb Palästinas (siehe die Rundschau Kolonisation, in diesem Band Seite 740), ohne damit freilich praktische Erfolge zu erzielen, da die nationale Bewegung der Juden naturgemäß auf die alte Heimat Palästina tendiert. Zangwill war auch ein Vorkämpfer des Friedensgedankens, dem er selbst in den Wirrungen der Kriegszeit treu geblieben ist.

Der Rektor der Deutschen Universität in Prag *Ludwig Spiegel* ist Mitte August, 62 Jahre alt, während einer Kur in Marienbad gestorben. Er hat zahlreiche rechts- und staatswissenschaftliche Schriften verfaßt. Vor allem aber war er als einer der ersten Führer der Sudetendeutschen bekannt.

Kurze Chronik Anfang August wurde unter dem Vorsitz Gerhart Hauptmanns in Reichenberg eine *Schlesische Kulturwoche* veranstaltet, die das Zusammengehörigkeitsgefühl der Schlesier diesseits und jenseits der deutschen Grenze betonen sollte. Sie war von Professoren und Studenten beider Grenzländer besucht. Vorträge hielten der Rektor der Deutschen Universität Prag Josef Jatsch, der Prorektor der Universität Breslau Wilhelm Kroll und der Breslauer Professor Eugen Kühnemann. \diamond Eine Kulturbesteuerung mit festen Sätzen haben die *Deutschen Estlands* eingerichtet. Damit hört die bisherige Spenden- und Sammlungenwirtschaft auf, und der Kulturrat kann ein festes Budget für alle im Rahmen der kulturellen Autonomie bestehenden Institutionen aufstellen. \diamond Nach den offiziellen Ergebnissen der diesjährigen Volkszählung in *Letland* wohnen dort 1 354 126 Letten (73,4 % der Bevölkerung), 230 658 Russen (12,5 %), 95 675 Juden (5,19 %), 70 964 Deutsche (3,84 %), 51 143 Polen (2,77 %), 23 192 Litauer (1,26 %), 19 047 Sonstige (0,4 %). Die Gesamteinwohnerzahl beträgt 1 844 805 Personen. \diamond Eine Verordnung des *irischen* Unterrichtsministers vom Jahr 1925 bestimmte, daß von Oktober 1927 an sämtliche Lehramtskandidaten im irischen Freistaat die Befähigung zum Unterricht im Irischen besitzen müssen, in englischsprechenden Distrikten müssen sie diese Befähigung auch für das Englische haben. Die Hochschule von Galway in Irland wird zu einer irischen Nationaluniversität ausgebaut, auf der nur in gälischer Sprache gelesen wird. Mit ihr sind die gälischen Seminare der Universitäten Dublin und Cork vereinigt worden. \diamond Ein offizielles Kommuniqué der italienischen Regierung erklärte, daß Italien zwar keine territorialen Ansprüche gegenüber dem *Tessin* mache, aber mit wachem Mißtrauen die zahlreichen Grundstücksankäufe durch Deutsche an seinen Grenzen beobachte. Diese Sorge sei ein Beweis dafür, daß Italien keine Störung der Beziehungen zu der Schweiz oder gar Grenzschwierigkeiten wünsche. \diamond Für *deutsch-tschechische Zusammenarbeit* hat sich die

Reichsparteivertretung des Bundes der Landwirte in der Tschechoslowakei ausgesprochen. Sie betont in einer Resolution, daß ihre neue Taktik nicht nur im Interesse der Landwirtschaft sondern auch in dem des gesamten Sudetendeutschums gelegen sei. ◊ Die katholischen Bischöfe *Südslawiens* haben an Stelle der lateinischen die slawische Liturgie einzuführen beschlossen. Damit ist ein erster Schritt auf dem Weg zur Union mit der griechischorthodoxen Kirche getan, wodurch sich aber die 600 000 katholischen Deutschen und die 400 000 katholischen Magyaren kulturell bedroht fühlen. ◊ Bei den letzten Repräsentantenwahlen der Berliner Jüdischen Gemeinde wurde zum erstenmal die seit Jahrzehnten bestehende liberale Mehrheit gebrochen, die das Judentum nur als religiöse, nicht als nationale Gemeinschaft anerkennt. Die *Jüdische Volkspartei* hat in diesen Wahlen ein starkes Wachstum gezeigt. ◊ Bei den Wahlen zur *ägyptischen* Abgeordnetenkammer am 23. Mai errang der Führer der Unabhängigkeitsbewegung, Saglul, eine ganz überwiegende Mehrheit. Seine Partei gewann 88 Sitze, während den Liberalen nur 19 zufielen. Am 10. Juni wurde dann vom König Fuad, in Anwesenheit des englischen Oberkommissärs Lord Lloyd, das Parlament eröffnet. Unter ungeheurem Beifall wurde dann Saglul zum Kammerpräsidenten gewählt. ◊ Der Vizekönig von Indien hat bei einem Klubessen in Simla über die Beziehungen zwischen *mohammedanischen* und *hinduistischen Indern* gesprochen. Er teilte dort mit, daß er eine neue allindische Konferenz plane, die, auch wenn sie ein negatives Ergebnis haben sollte, wenigstens Klarheit über die tieferen Gründe der fortgesetzten Streitigkeiten zu bringen verspreche. Über die Ergebnisse einer von hinduistischer Seite eingeleiteten Versöhnungsaktion im Sinn Gandhis ist noch nichts bekannt geworden.

Literatur

Ein *Handbuch zur schleswigischen Frage*, herausgegeben von Karl Alnor /Neumünster, Karl Wacholtz/, begann Ostern 1926 mit dem 1. Teil seines 2. Bandes,

der als ganzer die schleswigische Frage von 1914 bis 1920 behandelt, zu erscheinen. Die vorliegende Lieferung bringt eine mit zahlreichen Quellenbelegen durchsetzte Schilderung der dänischen Neutralitätspolitik und ihrer geschichtlichen Entwicklung während der Vorkriegsjahrzehnte sowie des Nationalitätenkampfes in der letzten Zeit vor dem

Kriegsausbruch. Während die dänische Regierung und Volksvertretung offiziell und inoffiziell um ein gutes Verhältnis zum Reich bemüht waren und bei dessen Regierung auch auf Gegenliebe stießen, hatte sich gerade im Frühsommer 1914 der Gegensatz zwischen den preussischen Behörden und dem ihre Schöffheit womöglich noch überbietenden Deutschen Verein für das nördliche Schleswig einerseits und der dänischen Minderheit sowie dem Verein für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark (dessen Vorsitzender Pfarrer Schmidt-Wodder heute der unbestrittene Führer des gesamten Deutschums in Dänemark ist) andererseits zu äußerster Schärfe zugespitzt. Hoffentlich wird eine große Anzahl von Subskribenten das schnelle Weitererscheinen des Handbuchs ermöglichen, und hoffentlich wird dieses in seinen übrigen Teilen von einseitigem Nationalismus ebenso frei bleiben wie in dem vorliegenden. ◊ Zur Kenntnis des Dänentums lieferte ein besonderes Heft der *Akademisch-Sozialen Monatsschrift*, verlegt von der Sozialen Arbeitsgemeinschaft in Berlin, einen wertvollen Beitrag. Vor allem ein Aufsatz Karin Magers Zur Kritik der Internationalen Volkshochschule in Helsingör. Auf die Schwächen des Grundtvigschen Volkshochschultypus wird hier sehr eindringlich hingewiesen. ◊ Auf die kleinliche Behandlung der dänischen Minderheit in der Schulfrage, von der ungünstige Rückwirkungen auf die Deutschen Nordschleswigs befürchtet werden, weist Friedrich Säckel in einem den deutschen Minderheiten gewidmeten Doppelheft der Zeitschrift *Vivos Voco* /Leipzig, Verlag der Werkgemeinschaft Leipzig/ hin, in dem außerdem noch Danzig, das österreichische Anschlußproblem, die Minderheiten in Galizien, Rußland und Rumänien behandelt werden (leider nicht, ohne daß Entgleisungen vorkämen). Der das Heft einleitende Aufsatz Paul Rittersbusch' Staat und Minderheitenrecht zeigt zunächst ganz richtig, wie das demokratische Recht der Mehrheit den Minderheiten gegenüber zum Unrecht zu führen pflegt, dem auch die völkerrechtlichen Schutzbestimmungen praktisch nur selten abhelfen. Dann übertreibt er aber die abschätzige Beurteilung der internationalen Schutzverträge, ohne doch etwas Besseres als sie vorzuschlagen. Der Grundton des Heftes verstärkt den Wunsch, daß die deutsche Linke sich auf das lebhafteste der Auslandsdeutschen annehmen möge, deren kulturelle Stützung so oft ausschließlich von Nationalisten betrieben wird.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Christian Herrmann

Eucken † Am 16. September starb im Alter von 80 Jahren Rudolf Eucken. Er war in Aurich geboren, habilitierte sich 1872 und war seit 1874 ordentlicher Professor in Jena, das der einzige Ort seiner Lehrtätigkeit wurde. Seine große Bedeutung liegt nicht eigentlich darin, daß er dem systematischen Denken neue Antriebe und originelle Weiterbildung gab, sondern in der leidenschaftlichen, auf Erneuerung und Vertiefung des geistigen Lebens gehenden Vertretung eines aktivistischen, an Fichte sich orientierenden Idealismus. Schon in den Zeiten der Hochflut evolutionistischen und positivistischen Denkens vertrat er diese Tendenzen. Nicht nur in Deutschland sondern weit darüber hinaus verbreiteten sich seine Gedanken. In außerordentlich schöner, eindringender Sprache legte er seine Lehre dar, die ganz bewußt eine Metaphysik sein wollte. Daß es eine übersubjektive höhere Geisteswelt gebe, ohne deren Annahme jedes menschliche Handeln sinnlos sei, ist seine Grundanschauung. Diese höhere Geisteswelt werde uns nicht durch ein passives Schauen bewußt, nur im sittlichen Handeln erheben wir uns zu ihr. Charakteristisch für Euckens Lehre ist seine neologische Methode, die darauf ausgeht »Gehalt und Gefüge der Lebenswelt aus inneren Zusammenhängen zu verstehen«. Eine eigentlich erkenntnistheoretische Begründung hat er seiner Lehre erst nachträglich in seinem Buch *Erkennen und Leben* /1912/ zu geben gesucht. Seine stark aktivistische Lebens- und Kulturphilosophie hielt die Wirklichkeit durchaus nicht für einheitlich, in sich harmonisch und göttlich sondern entnahm gerade die stärksten Antriebe aus einer dualistischen Wirklichkeitsauffassung, die auch das Negative sieht. Eucken hat mannigfache Wirkungen auf die deutsche Philosophie geübt, wenn er auch keine Schule gebildet hat. Scheler ist von ihm ausgegangen, und Troeltsch hat entscheidende Antriebe von ihm empfangen.

Wissenschaftstheorie Man sagt nichts Neues, wenn man auf die ungeheure Umwandlung hinweist, die heute alle Wissenschaften durchmachen, und die bis an die Fundamente des Denkens geht. Überall werden neue Methoden angewandt, und seit langem als gesichert geltende Erkenntnisse werden aufgegeben. Seit Jahren

ist in dieser Rundschau verschiedentlich auf diesen wissenschaftsgeschichtlich so interessanten Prozeß hingewiesen worden, dem die Wissenschaft zurzeit unterliegt. Ganz abgesehen davon, daß uns heute die Form der theoretischen Welterfassung nicht mehr als einzig möglich und berechtigt erscheint, sondern daneben andere Formen zu Recht bestehen, wie die mythologische und symbolische, haben die letzten Jahrzehnte auch noch die bisher als unverrückbar geltenden Elemente, Prinzipien und Methoden, angegriffen. Man braucht nur an die Ergebnisse der axiomatischen Forschungen in der Mathematik zu denken oder an die relativitätstheoretische Physik und an die Umwandlung der klassischen Atomistik, oder man braucht nur an die Krise zu erinnern, in der der Entwicklungsbegriff in der Biologie, in der Ethnologie und in der Geschichtswissenschaft steht, um zu wissen, wie tiefgreifend die Umwandlung in allen Wissenschaften ist. Ein Ausdruck des Unsicherheitsgefühls, das durch diesen Prozeß notwendig hervorgerufen wird, ist die Bemühung apriorische Grundlagen der wissenschaftlichen Erkenntnis aufzufinden und damit die Wissenschaft, wie sie sich seit der Renaissance herausgebildet hat, jeder Relativierung zu entheben. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die schärfste und in sich konsequenteste Anwendung dieser auf die apriorische Vernunftstruktur ausgehenden transzendentalen Methode in der Marburger Schule gerade in dem Augenblick ausgebildet wurde, als sich die allgemeine Wissenschaftskrise deutlich offenbarte. Aber es scheint, als wenn die Transzendentalphilosophie mit ihrer Rechtfertigung der bisherigen Wissenschaft, worauf schließlich alle ihre Untersuchungen hinausliefen (denn mit ihrer Fragestellung, wie Wissenschaft möglich sei, wurde immer stillschweigend die Gültigkeit der bisherigen Wissenschaft vorausgesetzt), mit in den Strudel der Krise hineingerissen würde. Wird es doch immer sichtbar, daß sie zu voraussetzungsvoll ist, und daß sie ihre Absicht eine Wissenschaftstheorie zu geben nur bedingt erfüllen kann, weil im Wesen der transzendentalen Methode Elemente ganz anderer Art liegen, beispielsweise gewisse metaphysische Annahmen, wodurch die strenge wissenschaftstheoretische Untersuchung erheblich beschwert wird. Man kann sich eine Wissenschaftstheorie denken, die, ganz rational verfahren, nach den Voraussetzungen und Strukturgesetzen der

einzelnen Wissenschaften fragt, etwa nach dem Vorbild der mathematischen Axiomatik, ohne den ganzen, so sehr schwerfälligen Apparat der transzendenten Methode aufzubieten.

Ansätze zu einer solchen Wissenschaftstheorie gibt es heute schon viele. Eingewiesen sei hier nur auf das Buch *Hugo Dinglers*, das den sehr sensationell klingenden Titel *Der Zusammenbruch der Wissenschaft* führt (München, Ernst Reinhardt/. Gegen den lärmenden Titel muß nachdrücklich protestiert werden. Wir haben vor einigen Jahren die Unter- gangspannpsychose erlebt, weil ein Buch (das in jenen Bestandteilen, die richtig sind, nichts besonderes Neues sagt, und in den anderen, wo es originell ist, einem großen Irrtum verfallen ist) sich mit einem Titel versah, der einer Kinoreklame ähnlich war, und der, was wie eine Strafe ist, von dem Kern ablenkte und das Interesse auf eine Nebensache zog. Auch hier besteht die Gefahr, daß der Titel dem Buch mehr schadet als nützt. Vom »Zusammenbruch« der Wissenschaft ist jedenfalls in den wert- und gehaltvolleren Teilen des Buches nicht die Rede, sondern man findet hier eine ungemein ernste und tief eindringende wissenschaftstheoretische Untersuchung in dem oben geforderten Sinn und mit wesentlich andersartigen Ergebnissen als sie mit dem Wort Zusammenbruch assoziativ nahegelegt werden.

Das 1. Kapitel handelt vom »Zusammenbruch der antiken Philosophie«. Richtig wird gesehen, daß im Mittelpunkt des griechischen Philosophierens das Geltungsproblem stand, dem man in der Weise gerecht zu werden suchte, daß man in Übereinstimmung mit der Mathematik, wo man die Möglichkeit des Beweises entdeckt hatte, die Erkenntnis in ein System brachte, in dem alle Einzelerkenntnisse mit einander zusammenhängen und schließlich auf letzte rationale Prinzipien führten. Die Geltung dieses Systems mußte in dem Augenblick zweifelhaft werden, als der antike Skeptizismus fragte, worin denn die obersten Prinzipien begründet seien. Die bedeutende Leistung der antiken Skepsis bestand nach dem Verfasser darin: gezeigt zu haben, daß die Wahrheit nicht durch ein rationales Erkenntnisssystem zu begründen sei. Die spätantike Flucht in die Intuition und in die orientalischen Religionen ist der Ausdruck der Verzweiflung an der Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis. Die antike Wissenschaft brach zusammen und riß die gesamte antike Geisteskultur mit in

den Abgrund, weil das Geltungsproblem keine Lösung fand. Der gleiche Vorgang wiederholt sich heute mit der modernen, seit der Renaissance geschaffenen Wissenschaft. Mit stolzer Zuversicht in den sichern Gang ihrer Methode und in die Sicherheit ihrer Ergebnisse stützt sie sich auf die Erfahrung und die Induktion und für die allgemeinsten Wahrheiten auf die unmittelbare Einsichtigkeit der modernen Mathematik, ihre Evidenz. Die Kritik an diesen Begründungsweisen aber zeigt, daß sie sämtlich außerstande sind den letzten Geltungsgrund zu liefern, und darum ist alle vorgebliche Sicherheit des wissenschaftlichen Denkens eine Selbsttäuschung. Mit Scharfsinn und großer Eindringlichkeit werden die 3 Begründungsweisen der modernen Wissenschaft von dem Verfasser kritisiert. Sowohl die Begründung auf Evidenz ist unmöglich, denn Evidenz ist viel zu sehr ein subjektives Fürwahrhalten, noch reicht die Induktion aus, denn diese arbeitet notwendig mit Voraussetzungen, die selbst nicht aus der Erfahrung stammen. Auch die symbolische Analysis der Mathematik reicht nicht zur letzten Begründung der Erkenntnis aus. Das hier angewandte Kriterium, das bei Ernst Cassirer oder Moritz Schlick eine Rolle spielt, die größtmögliche Einfachheit oder die Widerspruchslosigkeit, ist ganz ungenügend; denn in diesem Sinn sind die verschiedenartigsten Erklärungsweisen logisch möglich. So führt das Experiment wie die mathematische Behandlung zu einer Mehrdeutigkeit, die ein Chaos der Theorien in der heutigen Wissenschaft erzeugt, weil es auf keine Weise zwischen ihnen eine Entscheidungsmöglichkeit gibt. Für diese Chaotik wie auch für die heutige Tendenz in breiten wissenschaftlichen Kreisen die ehemals mit einem großen Aufwand an Geistesarbeit scharf definierten physikalischen und chemischen Grundbegriffe wieder mit einander zu vermischen, gibt der Verfasser die eindrucksvollsten Beispiele. Die Kritik an den Methoden, durch die die moderne Wissenschaft sich ihre Begründung schafft, und worin folglich ihre Geltung beruht, ist mit großem Scharfsinn durchgeführt, und man muß dem Verfasser zugestehen, daß hier Probleme liegen, die bisher nicht immer mit der gleichen Schärfe gesehen worden sind. Es erweist sich vor allem, daß die empiristische Einstellung zur Begründung der Erkenntnis völlig unzulänglich ist. Und hier beginnen die eigenen positiven, auf

eine neue Grundlegung gehenden Gedanken Dinglers. Er scheidet von dem »Gegebenen« die »Form«, in der jenes gedacht oder angeschaut wird. Diese Form ist eine freie, subjektive Zutat. Von der Mathematik her wird der Formbegriff von dem Substrat ganz abgelöst und in einen logischen Formalismus übergeführt. Der gedanklichen Formen, in denen das Gegebene gedacht werden kann, sind logisch sehr viele möglich. Wofür sich aber die Forschung entscheidet, das ist immer diejenige, die dem Prinzip der Einfachheit entspricht. Der Verfasser unternimmt es nun, von diesem Gesichtspunkt aus, die Erkenntnistheorie, die Psychologie, die Biologie, die Geschichtstheorie und die Werttheorie zu durchmustern und unter den vielen Theorien, die auf diesen Gebieten heute um den Vorrang kämpfen, eine Entscheidung zu treffen. Dabei geschieht es nun, daß sich gar nicht so viel verändert. Der heutige Wissenschaftsbestand wird durchaus anerkannt, und es bleibt im großen und ganzen, wie es immer gewesen ist.

Das ganze Buch, besonders mit seinen kritischen Fanfarenstößen in den beiden ersten Teilen und dann der überraschenden Anerkennung der modernen Wissenschaft in den letzten Kapiteln, erinnert sehr an Descartes und seine anscheinend alles umstürzende Skepsis in der 1. Abhandlung der *Discours*, nach deren Vorüberbrausen dann alles hübsch wieder so hergerichtet wird, wie es vorher war: Gott, Unsterblichkeit, immaterielle Seele usw. Denn dort, wie hier bei Dingler ist die Kritik nur auf die Methode der Begründung der Erkenntnis, nicht auf diese selbst gerichtet. Man muß aber sagen, daß Dingler den Gedanken der logischen Zulänglichkeit mit größter Energie vertritt, gegenüber all den vielen Versuchen den streng rationalen Charakter der Wissenschaft zu verwässern.

Erkenntnis Das Naturgesetz betitelt sich eine Abhandlung *Bruno Bauchs* /Leipzig, B. G. Teubner/, die den logischen Charakter des Naturgesetzes und seine Bedeutung in der Systematik der Erkenntnis untersucht. Ausgehend von der Unterscheidung zwischen Naturgesetzlichkeit und Regelmäßigkeit wird die Beziehung zwischen Naturgesetz und Kategorie erörtert, Kausalgesetzlichkeit, mathematische Gesetzlichkeit als besondere Glieder der Naturgesetzlichkeit aufgewiesen und das Naturgesetz als kategoriale Wechselbeziehung erkannt. Die Anwendung der Funktions-

theorie des Begriffes, wie sie am konsequentesten von Ernst Cassirer ausgebildet wurde, auf das Naturgesetz und die Abweisung der alten Abstraktionstheorie im Anschluß an Frege und an Hegel, von dem man hier staunend erfährt, wie wertvoll seine Begriffstheorie für Probleme der Logik der Naturwissenschaften sein kann, alle diese Erörterungen gipfeln in der Feststellung, daß die Naturgesetzlichkeit die Voraussetzung der Begreiflichkeit der Natur ist, und daß die Natur als Gegenstand der Erkenntnis nur als Gesetz möglich ist, und wiederum das Gesetz als Funktion. Die Abhandlung, die in gedrängter Kürze eine eingehende und umfassende Erörterung eines der wichtigsten Probleme aus dem Gebiet der Logik der Naturwissenschaften ist, zeigt die Fruchtbarkeit einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Philosophie und Einzelwissenschaften.

Ebenfalls in die Reihe jener philosophischen Untersuchungen, die sich um die Herausarbeitung der logischen Struktur der wissenschaftlichen Erkenntnis bemühen, gehört eine Schrift *Fritz Neefs* *Der Geist der Wissenschaft* /Karlsruhe, G. Braun/. Nach einer sehr hübschen Darstellung der historischen Entwicklung der Wissenschaften unter besonderer Hervorhebung der Struktur der nach einander auftretenden Methoden werden die Methoden der Bildung von Gesetzen in den exakten Naturwissenschaften, der Bildung von Geschichten in den Geschichtswissenschaften und der Bildung von Ganzen in der Biologie dargestellt, im Anschluß an die Ergebnisse der Marburger und der Windelband-Rickert-Schule. Ein Abschnitt über den Wert der wissenschaftlichen Methoden für die Erkenntnis beschließt die schöne Darstellung, die mit großem Geschick die schwierigen Untersuchungen der modernen Erkenntnistheorie einem nicht fachmännischen Leserkreis nahebringt. Die gleichen Absichten verfolgt das Werkchen *Theodor Haerings* Hauptprobleme der Geschichtsphilosophie /Karlsruhe, G. Braun/. Es beschränkt sich aber nicht nur auf Darstellung der erkenntnistheoretischen Probleme, des Gegenstands und der Methoden der historischen Erkenntnis sondern geht auch ausführlich auf die geschichtsphilosophischen Sachprobleme ein. Die Frage nach den Gesetzen in der Geschichte wird ganz selbständig und höchst lehrreich behandelt, wobei durch eine schärfere begriffliche Sonderung das ganze Problem der historischen Gesetze genauer erfaßt wird. Auch die Fragen nach Ziel

und Wert der Geschichte und die Erörterung des Irrationalitätscharakters der Geschichte werden in höchst interessanter Weise durchgeführt.

Es gehört zu dem Reichtum unserer Zeit und wesentlich in ihr Bild, daß es neben der wissenschaftlichen Philosophie, die in methodischer Strenge jeden Schritt, den sie tut, zehnmal vorher überlegt und dann freilich oft überhaupt nicht zum Weitergehen kommt, eine unzünftige gibt, die mit frischer Kraft das Weltproblem da anpackt, wo sie es findet und es so anpackt, wie es ihr der Genius der Zeit befiehlt. Von *Hermann Graf Keyserling* erschien kürzlich ein Buch *Die neuentstehende Welt* /Darmstadt, Otto Reichl/. Aufgeschlossen für alle Regungen der Zeit und mit Fühlvermögen für die unterirdischen Kräfte, die in der Gegenwart wirken, stellt der Verfasser feinsinnige Betrachtungen an, die den nächsten Stadien der Kultur gewidmet sind. Auch wenn man vieles anders sehen, manche Aufstellungen Keyserlings als sachlich unbegründet ablehnen muß, kann man sich doch nicht dem lebendigen Eindruck verschließen. Das gleiche gilt von den Abhandlungen, die in dem letzten Leuchterband der Schule der Weisheit unter dem Titel *Gesetz und Freiheit* erschienen sind /Darmstadt, Otto Reichl/. Außer Keyserling findet man unter den Autoren Hans Driesch, den Psychoanalytiker Georg Groddek, den geistvollen Hans Prinzhorn, Carl Haeblerin, Richard Wilhelm und viele andere, die symphonisch das im Titel des Bandes genannte Hauptthema behandeln.

Neuausgaben Der Verlag Felix Meiner in Leipzig hat in seiner Philosophischen Bibliothek in letzter Zeit einige neue Ausgaben philosophischer Klassiker veranstaltet. Von *Berkeley* ist das Philosophische Tagebuch erschienen, übersetzt, eingeleitet, mit Anmerkungen und Registern versehen von Andreas Hecht. Die Übersetzung beruht auf dem korrigierten Text der 1. Auflage der Ausgabe Frasers und ist sehr sorgfältig. Die sehr zahlreichen Anmerkungen sind mit großer philologischer Gründlichkeit abgefaßt. Die 4 Phasen der Philosophie von *Franz Brentano* hat Oskar Kraus nebst einigen anderen Abhandlungen Brentanos über Plotin, Thomas, Kant, Schopenhauer und Comte in der gleichen Sammlung herausgegeben. Die Abhandlungen, die in diesem Band vereinigt sind, zeigen den großen Scharfsinn und den für seine Zeit ziemlich einsamen Standpunkt des

österreichischen Philosophen. Freunde einer methodisch strengen und begrifflich sauberen Philosophie finden in diesen Abhandlungen reiche Anregung.

Eine neue Ausgabe von *Friedrich Albert Langes* Geschichte des Materialismus hat Heinrich Schmidt veranstaltet /Leipzig, Alfred Kröner/. Es ist verdienstvoll, daß dieses bedeutende Werk, zu dessen Charakteristik nichts mehr gesagt zu werden braucht, in einer so guten Ausstattung zu einem recht niedrigen Preis herausgebracht werden konnte.

Totenliste In Prag starb Ende Mai nach schwerem Leiden der ordentliche Professor für Philosophie an der Prager Deutschen Universität *Josef Eisenmeier*, im Alter von 55 Jahren.

Ende Juni starb in Nancy der Dekan der Philosophischen Fakultät *Paul Souriau*, 74 Jahre alt. Er war einer der führenden französischen Ästhetiker. In seinem Hauptwerk *La beauté rationelle* /1904/ legt er dar, daß Schönheit nicht etwa eine vom subjektiven Empfinden des Individuums abhängige sondern eine, am Kriterium der Vollkommenheit objektiv feststellbare Erscheinung sei.

In Karlsruhe starb Anfang August der ordentliche Professor der Mathematik an der Technischen Hochschule *Adolf Krazer*, 69 Jahre alt. Krazers wissenschaftlicher Ruf gründet sich vor allem auf seine Mitgliedschaft in der Kommission, die Eulers Opera omnia herausgibt. In seinen eigenen Arbeiten befaßt er sich hauptsächlich mit dem Problem der Thetafunktionen.

Kurze Chronik Vom 11. bis zum 13. September wurde in Rudolstadt die Hauptversammlung der *Deutschen Schopenhauergesellschaft* abgehalten. ◊ Der Tübinger Professor *Ludwig Neder* folgte dem Ruf auf den Lehrstuhl der Mathematik an der Universität Münster. Neder hat Arbeiten über die Theorie der Funktionen reeller und komplexer Variablen, über unendliche Reihen, Integralgleichungen, darstellende Geometrie usw. veröffentlicht. ◊ Als Nachfolger Herglotz' übernimmt der Jenenser Professor *Paul Koebe* das mathematische Ordinariat an der Leipziger Universität. ◊ In der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig habilitierte sich Hugo Fischer für Philosophie. Der Assistent am Philosophischen Institut der Universität Leipzig *Werner Schingnitz* erhielt die Lehrberechtigung für Philosophie.

Literatur Die Philosophie *Platons* behandelt Ernst von Aster /Stuttgart, Strecker & Schröder/. Es ist eine sehr schöne gemeinverständliche Einführung in die Gedankenwelt Platons und eine Analyse seiner wichtigsten Schriften. Dabei wird mit Recht der für Platon so wichtige Gemeinschaftsgedanke sehr hervorgehoben. ◊ Eine umfassende Monographie über *Schopenhauer*, Leben und Lehre darstellend, legt Heinrich Hasse vor, als 34. Band der Geschichte der Philosophie in Einzeldarstellungen /München, Ernst Reinhardt/. Hasse, der heute wohl der gründlichste Kenner Schopenhauers ist, hat hier ein Werk geschaffen, dem man die höchste Präzision nachrühmen muß. Die Biographie stellt Schopenhauer in seine geistige und soziale Umwelt und zeigt mit Sorgfalt alle individuell-psychologischen und geistesgeschichtlichen Faktoren auf, die zum Verständnis seiner Lehre notwendig sind. Die Behandlung der Lehre selbst ist ein Meisterstück philosophiegeschichtlicher Darstellung. ◊ Eine recht wertvolle Arbeit über *Nietzsche* ist Jonathan Kräutleins Buch *Friedrich Nietzsches Morallehre in ihrem begrifflichen Aufbau* /Leipzig, Felix Meiner/. Hier wird mit einer erstaunlichen Kunst des Darstellens in Nietzsches letzter Periode das Positive, das neue Moralsystem aufgezeigt. Nietzsche als Philosophen der abendländischen Kultur behandelt Max Hirsch /Stuttgart, Strecker & Schröder/. Manches, was andere besser gesagt haben, wird hier breitgetreten. Eine nennenswerte Bereicherung der Nietzscheliteratur kann in diesem Werk nicht erblickt werden. ◊ Eine gute Darstellung der englischen Philosophie gibt *Else Wentscher* in ihrem Buch *Englische Philosophie, ihr Wesen und ihre Entwicklung* /Leipzig, B. G. Teubner/. Von Bacon bis zur Gegenwart führt uns die Verfasserin in sachkundiger Weise, der man überall die Beschäftigung mit den Quellen anmerkt. Ihre Einteilung ist sachgemäß. Manchmal ist die Darstellung sehr knapp, und man wünscht sie ausführlicher; doch im allgemeinen ist alles Wesentliche gebracht. Als eine besondere Annehmlichkeit mag erwähnt werden, daß bei der Besprechung Humes der Leser nicht mit dem abgedroschenen Zitat aus Kant von seiner Auferweckung aus dem dogmatischen Schlummer gequält wird. ◊ Von *Semi Meyer*, dem Verfasser der hier in der Rundschau Psychologie (1918 I Seite 633 und folgende) besprochenen Pro-

bleme der Entwicklung des Geistes, erschien eine metaphysische Untersuchung *Die geistige Wirklichkeit* /Stuttgart, Ferdinand Enke/. Die Stellung des Geistes im Gefüge der Welt ist das Thema der methodisch recht sorgfältigen Überlegungen. Die Grundlage ist ein die unmittelbar gegebene Realität als die einzig bestehende behahender Realismus. Ungemein erfrischend ist der Optimismus, der zu allem Werden Ja sagt, ist auch die Sauberkeit des Denkens, die alle erträumten Welten hinter dieser, mit der wir uns abzufinden haben, ablehnt. Es hat keinen Zweck hier eine mehr oder weniger ausführliche Inhaltsangabe des Werkes zu geben. Denn mit metaphysischen Überlegungen ist es wie mit Kunstwerken, die man auch nicht in abgekürzter Form wiedergeben kann. So kann auch hier nur auf die geistige Stellung des Verfassers und seine Gedankenführung hingewiesen werden, deren Scharfsinn auch von dem nicht verkannt werden darf, der auf ganz anderem Boden steht.

Religionswissenschaft / Theodor Stegried

Neues Testament Richtete sich das Interesse der Evangelienforschung 2 Menschenalter hindurch auf die den Evangelien zugrunde liegenden Quellschriften, und versuchte sie durch Rückgang auf diese greifbaren Quellen ein Bild des geschichtlichen Jesus zu gewinnen, so ist in jüngster Zeit gegen die Voraussetzung und den Ertrag dieser Methode scharf protestiert worden: gegen die Voraussetzung, die Evangelien seien nach Analogie literarischer Schöpfungen von Schriftstellerpersönlichkeiten zu verstehen, und gegen den behaupteten Ertrag an der Urtümlichkeit einer Quellschrift den Maßstab für die historische Glaubwürdigkeit einer Nachricht zu haben. Sowenig dies die ausschließlichen Gesichtspunkte waren, so sehr bestimmten sie doch die tatsächliche Blickstellung. Dagegen wendet sich nun die formgeschichtliche Methode mit der grundsätzlichen Forderung zunächst die Evangelien ihrer literarischen Form nach, durch Ausscheidung aller Analogieen aus der "Hochliteratur", aus dem Gemeindemilieu und dem Gemeinglauben, dem sie entsprungen, zu begreifen. Es seien die grundlegenden Werke genannt: Karl Ludwig Schmidt *Der Rahmen der Geschichte Jesu* /Berlin, Trowitsch & Sohn/, Martin Dibelius *Die Formgeschichte des Evangeliums* /Tübingen, J. C. B. Mohr/, Ru-

dolf Bultmann Die Geschichte der synoptischen Tradition /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/. Eine Arbeit Erich Faschers stellt die formgeschichtliche Methode gut dar /Gießen, Alfred Töpelmann/. Fascher urteilt: Über die allgemeine Erkenntnis, daß es sich um volkstümliche Tradition handle, kommt man nicht hinaus. Es ist ihm entgangen, daß der Ertrag der formgeschichtlichen Methode nicht in der Entdeckung des volkstümlichen Charakters der Tradition gipfelt sondern in der Entdeckung des Gemeindeglaubens als des formbestimmenden Prinzips.

Am Ende einer reichhaltigen und mit weitem literarischen Umblick geschriebenen Arbeit über die Stellung der Evangelien in der allgemeinen Literaturgeschichte, die in der Festschrift für Gunkel /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/ erschien, betont *Karl Ludwig Schmidt*: Die formgeschichtliche Betrachtungsweise ist eine theologische Angelegenheit. Und hier ist selbst dann der Hebel anzusetzen, wenn sich das theologische Kernproblem erst allmählich enthüllt haben sollte. Schmidt zieht in bisher nicht geübter Fülle allerhand Analogieen aus der Volksliteratur heran: Heiligenlegenden, deutsche Volksbücher, die chassidische Legende und anderes. Der Schluß, den er seiner Arbeit gibt, zeigt, daß er sich damit bewußt im Vorhof der theologischen Betrachtung bewegt. Unter diesem Vorbehalt gehört Schmidts Arbeit zu den aufschlußreichsten für den, der nicht in die Einzelprobleme selber arbeitend eintreten kann.

Im gleichen Sinn sei auf den knappen und klaren Bericht hingewiesen, den *Rudolf Bultmann* über die Erforschung der synoptischen Evangelien, speziell über sein eigenes Werk gibt (4. Heft der Sammlung Aus der Welt der Religion, herausgegeben von Rudolf Otto, Friedrich Niebergall und Gustav Mensching /Gießen, Alfred Töpelmann/). Bultmann unterscheidet, analog Dibelius' Verfahren, Gattungen des Überlieferungsstoffs. Er findet zunächst Wundergeschichten und Legenden, sodann auch Apophthegmata: Sprüche, die in eine kurze Rahmenerzählung eingekleidet sind. Auf die »Geschichtlichkeit vieler solcher Erzählungen« ist nach Bultmann zu »verzichten«. So bleibt die Hauptfrage die nach den Worten selber. Bultmann erörtert zunächst das Schicksal der Worte Jesus' in der Überlieferung und zeigt, wie in vielen Fällen eine nachträgliche Deutung der Evangelisten nachweisbar ist. Um dann klarer zu erkennen, in welcher

Weise Jesus Worte in den Mund gelegt wurden, werden unter seinen Aussprüchen Weisheitssprüche, prophetische und apokalyptische Worte und Worte über das Gesetz unterschieden. Der Ertrag ist »eine große Unsicherheit, aber nicht eine völlige Skepsis«. »Durch das Medium der Gemeinde hindurch erscheint ... das Bild der geschichtlichen Gestalt Jesu.« Nicht der Charakter Jesus', aber der Inhalt seiner Verkündigung wird erkennbar. Wie Bultmann diesen Inhalt faßt, zeigt sein neuestes Buch *Jesus* /Berlin, Verlag Deutsche Bücherei/. Er will vor allem den Zusammenhang zwischen der eschatologischen und der sittlichen Verkündigung Jesus' herausstellen. Damit hebt er zum Schlag gegen den Versuch aus einzelne sittliche Worte Jesus' aus der Gesamtverkündigung als überzeitlichen Gehalt herauszulösen, und es kommt darauf an gerade in der uns fremden Vorstellungsform der eschatologischen Verkündigung den Gehalt zu begreifen. Darin liegt die entscheidende Wendung gegen die vor allem von Johannes Weiß und Albert Schweitzer vielgeübte modernisierende und retuschierende Betrachtungsweise. Zugleich ist die Kluft zwischen dem historischen Jesus und dem Christuskult der Gemeinde prinzipiell geleugnet. Den Versuchen nachträglich eine Harmonie zwischen der Verkündigung Jesus' und der Gemeindeverkündigung vom Christus aufzuweisen stellt Bultmann grundsätzlich das Prinzip einer innern Einheit des ganzen neutestamentlichen Stoffs entgegen. Die »Schichten«, die er hebt, sind immer zugleich Schichten der Gemeindevorlieferung und als solche Schichten des Gemeindeglaubens, auch dann, wenn Bultmann zwischen »direkten Ausstrahlungen Jesu« und »gebrochener Wirkung in einem andersartigen geschichtlichen Stoff« unterscheidet. Zugrunde liegt ein von dem positivistischen scharf unterschiedener Geschichtsbegriff. Um ihn zu erleuchten, ist es nötig den Begriff der Gemeindevorlieferung in seinem Verhältnis zum Gemeindeglauben zu bestimmen. Karl Ludwig Schmidt versucht gerade an diesem Punkt eine Antwort zu geben. Auf Rudolf Ottos Ausführungen über den Eindruck Jesus' auf seine Jünger zurückgreifend und an Martin Bubers Darstellung des Bal Schem anknüpfend sucht er schon zu Lebzeiten Jesus' Momente einer religiösen Verehrung des Meisters zu entdecken, die kultische Momente vorwegnähme.

An dem Gewicht, das Schmidt auf die Frage legt, aber ebenso an der Zurück-

haltung, die Bultmann übt, wird der theologische Hintergrund der formgeschichtlichen Methode deutlich. Sie ist durch die schärfste äußere Ausschaltung theologischer Reflexionen charakterisiert. Aber es steht hinter ihr eine theologische Grundhaltung. Das kann nur dem als Mangel erscheinen, der eine "neutrale", standpunktlose Geschichtserfassung für letztlich möglich hält. Wesentlich ist, daß hier auf der einen Seite eine sogenannte pneumatische Exegese abgewiesen, auf der andern Seite aber ebenso eine grundlegende Unterscheidung von historischer Erfassung und systematischer Deutung abgelehnt wird. Darum machen diese Versuche leicht den Eindruck des Zweideutigen. Es besteht in der Tat eine zwiefache Gefahr. Die eine ist die der Vergewaltigung des Stoffs. Aber das ist eine Frage der wissenschaftlichen Sachlichkeit, und diese wird weder durch die Methode selbst noch durch ihre theologischen Hintergründe grundsätzlich ausgeschaltet. Den Formgeschichtlern wirft man ja outrierte Skepsis vor. Die zweite Gefahr ist die größere: Auf der haarscharfen Linie zwischen neutraler Erfassung und systematischer Deutung sich bewegend ist man versucht bald sich doch auf den neutral-historischen Anspruch zurückzuziehen, bald umgekehrt das "historische" Ergebnis zur theologischen Norm zu erheben, mit der man der systematischen Theologie mit höchstem Anspruch heteronom Grenzen der Freiheit setzt. Diese Gefahr ist überwunden, wenn Bultmann in den Theologischen Blättern /Leipzig, J. C. Hinrichs/ die genaueste Beachtung der zeitgeschichtlichen Kenntnisse und auf dieser Grundlage die Pflicht zur Sachkritik betont. Man wird ihn freilich nicht dahin mißverstehen dürfen, als ob er nun doch historische Erfassung und Wertung auseinanderreiße. Es handelt sich darum den Gehalt selbst in der Bemühung um den Text zu gewinnen, nicht aber einen zuvor gewonnenen Standpunkt an den Stoff nachträglich heranzutragen. Die historische Analyse dient nicht als heterogenes Mittel der Wertung Material anzubieten sondern strebt selber diesem Gehalt zu. Mit diesen Andeutungen ist der Weg freigelegt an das vielgenannte Problem des Christusmythos heranzutreten. Die Feststellung, daß auf den historischen Menschen Jesus von Nazareth der Mythos vom sterbenden Gott übertragen ist, ist mißverständlich. Die Vorstellung einer Übertragung drückt sich zum mindesten in der Terminologie der abgewie-

senen grundsätzlich neutralen Haltung aus. Dennoch besteht diese Redeweise zu Recht, aber unter einer Einschränkung: Sie ist nicht Darstellung eines Materials, das dann theologisch zu beurteilen und mit dem Kleid der Wahrheit zu umgeben wäre; das bedeutete auf der einen Seite Rückfall in den Historismus, auf der andern theologische Heteronomie. Sondern sinnvoll ist nur die Behauptung, daß der Gehalt jenes verbreiteten Mythos in der christlichen Verkündigung zur vollen Entdeckung kommt. Die Behauptung ausschließlicher Wahrheit muß in den Relativismus zurücksinken, wenn nicht umgekehrt die Wahrheit zugleich allenthalben Wahrheit entdeckt. Gerade das wird durch die Aufdeckung der Traditionsschichten eindrucklich gemacht. Die Frage nach dem historischen Jesus rückt damit in ein neues Licht. Es ist bei der Unsicherheit der Tradition unmöglich die Verkündigung auf den historischen Jesus ausschließlich gründen zu wollen. Es ist aber auch unsachlich die Entdeckung der Schichten durch einen formalen Rückzug auf die Autorität des einheitlichen Gottesworts wieder auszuschalten, das heißt, es wird gerade der Gehalt der neutestamentlichen Verkündigung verschüttet, wenn man die Pfeile, die im Neuen Testament auf den historischen Menschen Jesus weisen, unbeachtet läßt und an ihre Stelle den Gemeindeglauben als die eigentliche Offenbarung setzt. Im Prinzip kommt es darauf an nicht in den historischen Jesus nachträglich das Prädikat des Christus zu fügen sondern in der Christusverkündigung das Gewicht des historischen Anspruchs bei unvoreingenommenster Sachlichkeit gegenüber den einzelnen "Tatsachen" zu erkennen.

Das bedeutet auch, daß es nicht angeht die gegenüber der zeiträumlichen Wirklichkeit möglichen Fragestellungen beiseite zu schieben. Darum ist es richtig, wenn Karl Ludwig Schmidt in dem "Osterkomplex" ein »schwer oder gar nicht auflösbares x« sieht. Aber es ist unrichtig den Auflösungsversuch a limine abzulehnen. Das ist in *Karl Barths* Vorlesung über 1. Korinther Kapitel 15, das bekannte Kapitel über die Auferstehung Christi, der Fall (Die Auferstehung der Toten /München, Chr. Kaiser/). Barth unterstreicht temperamentvoll, daß schon die Frage nach dem Wie der Auferstehung in die Enge treibt und zur Leugnung der Auferstehung führt. Aber es ist etwas anderes, ob die Antwort auf jene Frage für den Gehalt

des Glaubens entscheidend ist, oder ob die Frage a limine abgewiesen werden darf. Es ist auch die Voraussetzung Barths, daß Tatsache und Bedeutung nicht isoliert werden dürfen. Was als Tatsache, das heißt als durch den Sinnzusammenhang begründete Einheit des Tatsächlichen erscheint, das bestimmt der Gehalt selbst. Aber gerade wenn die Grundhaltung damit bestimmt ist, sind die Einzelfragen nach dem, was in der Linie empirischer, historischer und psychologischer Wahrscheinlichkeit zu erfassen ist, nicht abgeschnitten, selbst dann nicht, wenn die Antwort in der Schwebe bleiben muß. In der Kategorie der geschichtlichen Gottestatsache liegt mit den Worten geschichtlich und Tatsache ein Problemkomplex vor, der nicht durch Problemabweisungen erledigt wird. Auch gelingt es Barth nicht einsichtig zu machen, daß Paulus im 15. Kapitel des 1. Korintherbriefs nicht auf eine geschichtliche Tatsache hat hinweisen wollen. Deutlich ist das angestrengte Bemühen um die Kategorie der Offenbarung; deutlich der Ernst den ganzen Paulus ohne Abstriche zu uns sprechen zu lassen; deutlich freilich auch, daß es nur durch Umdeutung gelingt. Barth sieht, daß hier der Schwerpunkt der Paulinischen Verkündigung liegt; aber er sieht nicht, daß damit auch die Problematik seiner eigenen Position neu und grundsätzlich aufgerollt wird. Die Kategorie der Offenbarung, die Barth aller historischen Erfassung entgegensehlt, weist die Richtung. Daß die positive Durchführung fehlt, ist eine Zurückhaltung, die jedem zusteht. Aber es entdeckt sich an diesem Punkt, daß Barth zu Paulus nicht einfach zurück kann. Hinter Barths Zurückhaltung steht das kritisch autonome Denken, das zu den von ihm abgelehnten Versuchen führen mußte. Wenn Zurückhaltung wegen der Gefahr modernisierender Verkürzung geboten ist, so ist gerade dann das Problem des autonomen kritischen Denkens, das heißt die Frage nach seiner Grenze und seinem Recht als solchem, in den Vordergrund gestellt. Der Versuch dieses Problem zu überspringen bedeutet eine Selbsttäuschung. Barths Werk erschöpft sich nicht in der Interpretation des genannten Korintherbriefkapitels. Der Verfasser will dieses Kapitel als den Höhepunkt und seinen Inhalt als die Voraussetzung des ganzen Briefes begreifen. Dieser Nachweis wird von ihm mit besonderer Eindringlichkeit geführt. Es gelingt ihm in der Tat die Anschauung von dem

Gelegenheitscharakter der Antworten Paulus' zu entkräften. Er dringt mit unerbittlicher Energie auf den letzten Gehalt Paulinischen Denkens hin, der für alle disparaten Themen die innerlich einheitliche Antwort ist. Barths Korintherbrief ist, neben seinem Römerbrief, ein Wegweiser in dem Gehalt Paulinischen Denkens.

Anschließend sei auf eine Darbietung der Paulinischen Botschaft in einer Zusammenstellung ausgewählter Texte unter dem Titel Nichts und doch alles hingewiesen, die von Rudolf Nitzsch aus dem Urtext übertragen und mit einer Einleitung versehen ist (Berlin, Furcherverlag). Denen, die nicht zu Barth selbst greifen können oder an seine Gedanken in schlichterer Form herankommen wollen, sei dieses Büchlein empfohlen.

Katholizismus und Gegenwart In einer Reihe zusammengehöriger, aus Vorträgen entstandener Abhandlungen behandelt *Martin Dibelius*, der Heidelberger Neutestamentler, die geistige Krisis der Gegenwart. Es ist unmöglich die Fülle der Fragen, zu denen der Verfasser Stellung nimmt, auch nur zu streifen. Nur das Prinzip, von dem er ausgeht, ist zu vergegenwärtigen. Die Richtung, in der es liegt, ist angedeutet durch den Titel *Geschichtliche und übergeschichtliche Religion im Christentum* (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht). Dibelius sieht in jeder weltgeschichtlich wichtigen Religion einen Ursprung, der jenseits aller Gestaltung auf das Überweltliche gerichtet ist, und eine Entfaltung, die zur Auseinandersetzung mit der Welt und zur Angleichung an sie führt. Dadurch sind die Spannungsmomente angezeigt, die in der Religion lebendig sind und zu den Verweltlichungen und Reformationen führen. Dibelius versucht so den divergierenden Tendenzen gerecht zu werden; er will die Einseitigkeit der prophetischen Naturen und die Notwendigkeit des Eingehens in die Weltprobleme gleichermaßen begreifen, die übergeschichtliche Tendenz und die geschichtlich notwendige Auswirkung. Das ist in der historischen Perspektive richtig gesehen. Aber es fragt sich, ob Dibelius nicht seinen Begriff des Übergeschichtlichen bald als historische bald als religiöse Kategorie verwendet und damit Mißverständnissen Vorschub leistet. Die Richtung auf das Übergeschichtliche ist ja der Religion wesentlich eigen, und es scheint verkehrt darin nur das Nachwirken ursprünglicher Impulse zu sehen. Wenn unter historischem Gesichts-

punkt die Zurückdrängung der urchristlichen Eschatologie in der Tat als zunehmende Weltförmigkeit der alten Verkündigung erscheint, so ist doch diese Erkenntnis nicht unmittelbar in eine systematische Aussage umzusetzen, es sei denn die, daß am Anfang der Religion der Glaube stets in ausschweifende Illusionen eingebettet sei. Das wird aber so Dibelius nicht sagen wollen. Doch dann ist dieser historische Aspekt zur systematischen Grundlegung nicht ausreichend. Der Fehler liegt darin, daß ein profaner, areligiöser Weltbegriff zugrunde gelegt wird. Wenn Dibelius fordern kann den Sinn der urchristlichen Eschatologie festzuhalten trotz der eintretenden Weltförmigkeit, so müßte dazu die Möglichkeit von vornherein gegeben sein. Es wäre die Weltförmigkeit gar nicht eine hinzutretende geschichtliche Unvermeidlichkeit, sondern die Spannung läge im Ursprung selbst. Und das ist grundsätzlich gelegnet, wenn Dibelius kategorisch erklärt: »Religion kennt in ihrem ursprünglichen Affekt kein Weltverhältnis.« Dann ist freilich alles Weitere eben doch notwendig Depotenzierung. Der gegenüber allen kulturphilosophischen Deutungen der Religion berechtigte Kern dieses Satzes wird von Dibelius überbetont. Der bürgerlichen Haltung gegenüber hat Dibelius mit seinem Hinweis auf die überzeitlichen Tendenzen der urchristlichen Verkündigung recht, und er tut gut sie zu betonen. Aber durch seinen Grundaufbau gibt er gerade den Antipoden, gegen die er Front nehmen möchte, Anlaß erst recht auf ihrer Bahn fortzufahren, den einen mit der Behauptung, daß der »kulturelle Gewinn« einen »Mangel an Überzeitlichkeit« bedeutet, den anderen mit dem Hinweis auf die unvermeidlichen Abstriche. Wichtig ist die ethische Grundlegung. Nicht inhaltliche Anweisungen, sondern letzte Antriebe sind aus dem Evangelium zu gewinnen. Dibelius zeigt den Weg zur sachlichen Inangriffnahme. So liegt für ihn der Pazifismus »in der Linie der weltlichen Mittel« christliches Wesen durchzusetzen. Die systematische Fundierung an diesem Punkt ist leider etwas knapp.

Knapp sind auch 2 kurze gelegentliche Worte zur Frage der Theologischen Fakultäten, speziell der evangelischen Weltanschauungsprofessuren. Dibelius lehnt die letztgenannten ab und fordert die Fakultäten, weil »mit Recht verlangt wird, daß die Erzieher künftiger Pfarrer Christen seien«. Die Spannung zwischen beiden Stellungnahmen läßt sich nicht

ohne weiteres ausgleichen, wenigstens nicht unter Zugrundelegung der Idee einer vom Staat getragenen universitas literarium. Die Stellung der Theologischen Fakultäten zwischen Kirche und Staat wird von Dibelius nicht berührt. Das ganze Buch ist reich an anregenden Gedanken; trotz der Kritik, die hier geübt werden mußte, ist zu sagen, daß es sich durch wohltuende systematische Straffheit auszeichnet. Es ist zugleich eine gediegene Einführung in den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft. Vielen wird es zu Dank geschehen sein, daß hier ein Führer der formgeschichtlichen neutestamentlichen Forschung die theologischen Hintergründe dieser als skeptisch verschrienen Methode sehen läßt.

Sekten

Die Bewegung der Ersten Bibelforscher, die aus Amerika herüberkam, ist mit ihrem Chiliasmus ein Abkömmling des Adventismus; das "wissenschaftliche" Gepräge, das sie sich vor einem gutgläubigen Laienpublikum gibt, ist echt amerikanisches Sektengewächs. Einen Aufschluß über die Gedankenwelt dieser Bewegung gibt der evangelische Dogmenhistoriker *Friedrich Loofs* (Die internationale Vereinigung Ernster Bibelforscher /Leipzig, J. C. Hinrichs/). Schlichter und ausführlicher für ein breiteres Publikum gedacht sind 5 Vorträge des katholischen Prälaten *Franz Meffert* über "Bibelforscher" und Bibelforschung über das Weltende /Freiburg, Caritasverlag/. Besonders interessant ist der Vortrag über den Gedanken an das Tausendjährige Reich, seinen Ursprung und seine Geschichte, ebenso lehrreich ist die Einführung in die Offenbarung des Johannes. Der weite Rahmen, in den der Verfasser seine Erörterung stellt, dient der Auseinandersetzung mit jener Sekte. Zu schnell freilich werden ihre psychischen Hintergründe abgetan. Im Chiliasmus handelt es sich um mehr als um bloße Wunschphantasieen, die etwa nur aus der Notlage der Zeit hervorgehen. So sehr Wunschphantasieen hier wie sonst in der Religion mitspielen mögen, entscheidend bleibt doch der Gehalt, der sich hinter der verzerrenden Form versteckt. Indem Meffert unter Chiliasmus lediglich die Hoffnung auf ein irdisches Zwischenreich versteht, wird es ihm leicht den Chiliasmus an die Schwelle des Neuen Testaments zu verweisen. Aber die Zukunftshoffnung auf das »in Bälde« hereinbrechende Reich gehört zum Urstock der neutestamentlichen Verkündigung. Diese Hoffnung ist der nie

versiegende Quell auch der chiliasmatischen Phantastik. Wie jener Glaube aber der Spannung von Zeit und Ewigkeit in ihrer unentrinnbaren Schärfe inne war, so hat auch noch der Chiliasmus in all seiner Verzerrung daher seine Kraft, daß er der Beruhigung im Endlichen das Nein entgegensetzt. Die kirchliche Eschatologie selber als Lehre von der fernen Endkatastrophe hat jenen Gehalt nicht zu bewahren vermocht, und es ist stets die chiliasmatische Bewegung gewesen, die als Korrektiv gegen jene Verblässung auftrat. Die Polemik Mefferts ist im übrigen umfassend und durchschlagend.

Wie in knapper Form eine sachliche, hochstehende und zugleich wirkungsvolle Polemik gehalten sein kann, zeigt das ausgezeichnete Flugblatt *G. Flades* Moderne Sekten und wir /Eisenach, Verlag des Volksdienstes der thüringischen evangelischen Kirche/. Das Blatt kann in seinem Ton und seiner volkstümlichen Art als vorbildlich bezeichnet werden.

Germanisierung Ein Sonderheft der von des Christentums? Kreisen der Jugendbewegung getragenen Zeitschrift

Die Gemeinde /Rudolstadt, Greifenverlag/ ist dem Thema der Germanisierung des Christentums gewidmet. Im Gegensatz zu der wildwuchernden zügellosen Phantastik gewisser christgermanischer Kreise handelt es sich hier um ein ernstes Ringen, das aus der nationalen Not geboren ist. Arthur Bonus und Leopold Ziegler werden aufgerufen, der eine, um der Fremdheit christlicher Formensprache den Willen in eigenem Schaffen, und zwar als einen Willen der Seele zu innerstem Stolz und Trotz, entgegenzustellen, der andere, um das Wissen von der Schuld aufzuwecken: »Nicht um seine Unschuld, um seine Schuld hat der göttliche Mensch die tiefste Sorge.« Die Spannung zwischen den beiden gekennzeichneten Gegensätzen durchzieht das ganze Heft, ohne zu vollem Austrag zu kommen. Über die christliche dulddende Demut wird als »edler, germanischer Stolz« die Verzeihung und die Vergeltung des Bösen mit Gutem gestellt (R. Singer). Der Verfasser sieht dabei das Neue Testament erstens von vornherein durch die Brille eines gewissen weichen Pietismus und konstruiert von daher 2 »Stufen« des Christentums, deren letzte die Germanisierung darstellt. Diese Konstruktion ist irrig. »Höherer Mensch« zu sein ist eine christlich unmögliche Selbstaussage. Das christliche »aus Gnaden« kennt nur ein Du darfst, nicht ein Ich bin. Die »Germanisierung des

Christentums« will eine bestimmte Deutung des Christlichen überwinden; aber sie verkürzt die Spannungen, in die der Mensch durch die christliche Verkündigung gestellt ist. Der Wille zur Germanisierung wäre durch ein Hinhören auf den Gehalt, der sich uns im Neuen Testament gibt, und uns, wie wir sind, auch immer in Frage stellt, selber zu überwinden. Beachtenswert ist ein Aufsatz in dem gleichen Heft *Hat die Sozialdemokratie eine Zukunft?*, von Karl Udo Iderhoff. Der Verfasser fordert ausdrücklich, daß die sozialdemokratische Bewegung revolutionär bleibe, und ihr Kampf den klaren deutlichen Ton wiedergewinne. »Proletarier aller Länder, vereinigt euch! Diesem großen Gedanken, diesem größten politischen Feldherrnwort der Gegenwart gehört die Kraft der edelsten Geister.« Wenn die Sozialdemokratie eine deutschnationale Partei sein soll, so meint der Verfasser damit nicht eine Kriegspartei (»Die Vereinigten Staaten von Europa und All-europa ist eine Selbstverständlichkeit«), sondern er will nur, daß in Deutschland die Entscheidung über die proletarische Politik falle.

Glauben und Deutschtum in ihrer Zusammengehörigkeit zu sehen ist auch das Ziel, das sich *Max Maurenbrecher* mit seiner so betitelten laufenden Folge von Andachten gesetzt hat /Berlin, Verlag Glaube und Deutschtum/. Das Wort und verbindet jedenfalls heterogene Größen. Vielleicht ist Maurenbrecher sich dessen bewußt, obgleich er seine Aufgabe unproblematisch genug dahin faßt die Lebenskräfte des Evangeliums als stärksten Aufbaudrang in die völkische Erneuerung zu »verflößen«. Wenn Maurenbrecher die völkische Bewegung daran erinnern will, daß das Evangelium ein Evangelium am Kreuz ist, so wird das von Wert sein. Ein Heft behandelt den Weg »vom Entwicklungsglauben zum Evangelium«. Es bringt Maurenbrechers Auseinandersetzung mit Nietzsche. Nietzsches Protest gegen das Christentum hat seinen Stachel immer tiefer in die christliche Verkündigung selbst gebohrt, so sehr, daß er von mancher Seite schon zum philosophus christianus gestempelt wurde. Demgegenüber kommt Maurenbrecher zur innern Auseinandersetzung mit dem Entwicklungsglauben und dem Atheismus Nietzsches. Der Übermensch ist nach Maurenbrecher kein Ziel sondern Gärungstoff, Unruhe, Kraft, Idee. So kommt Maurenbrecher vom Übermenschen zum Glauben an Gott. Dienst und Treue werden Sinn des Lebens.

Judentum

Zwei in Aufbau und Charakter kaum vergleichbare Werke behandeln den gleichen Stoff und suchen den Gehalt des Judentums, den Oberflächlichkeiten einer sachlich unbeschwerten Tagespolemik gegenüber, herauszuheben.

In einer gediegenen einführenden Darstellung, die die Religion und ihre Quellen umfaßt, behandelt *J. Weigl* das Judentum /Berlin, Philoverlag/. Der Abschnitt über die Religion des Judentums bietet aus Talmud und rabbinischer Literatur einen reichen Schatz literarischer Dokumente, dessen Studium man einem jeden empfehlen kann, der sich über die Ethik des Judentums ein Urteil bilden möchte. Die eingehende Darstellung der Entstehung und Bedeutung der talmudischen Literatur ist eine gerade zurzeit dringend gebotene Einführung. Weitere Abschnitte über den jüdischen Kalender, die Feste und das Ritualgesetz des Judentums sind ebenfalls gut orientiert, während der letzte knappe Abschnitt über Judentum und Staat auf Grund reichen Materials den antisemitischen Verleumdungen gut entgegentritt. Nur ein Zitat sei wiedergegeben. Rabbi Mose Chajes, ein jüdischer Weiser des 17. Jahrhunderts, gibt in knapper Formulierung das wieder, was im Judentum immer wieder betont worden und betont geblieben ist. »Wenn uns Gott befohlen hat die Ägypter, die uns knechteten und unsere Kinder im Wasser ertränkten, und die Edomiter, die uns mit dem Schwerte verfolgten und uns zu vertilgen strebten, nicht zu verabscheuen, weil wir einmal Gastfreundschaft in ihrem Lande genossen: um wie viel mehr müssen wir den Völkern und den Fürsten dankbar sein, in deren Ländern wir wohnen. Wir müssen treue Untertanen sein und das Wohl und Heil unserer Wohltäter stets fördern.« Zu diesen Worten und der in ihnen bezeugten Gesinnung gibt die Leidensgeschichte des Judentums, die Weigl in den einleitenden Abschnitten sachlich schildert, das Relief.

Ist die Arbeit Weigls mehr eine orientierende Einführung, so gibt *Leo Baeck* in seinem Buch *Das Wesen des Judentums* /Frankfurt, J. Kauffmann/ eine tiefgründige systematische Analyse der jüdischen Religion. Es handelt sich bei dieser nach Baeck um Erfassung der Aufgabe, die der Mensch hat, als eines Gebots, das im göttlichen Geheimnis gründet und den Menschen daher in die helle Arbeit des Tages stellt. In einer Reihe von scharfen systematischen Gliederungen, die freilich durch die etwas breite Darstellung gelegentlich verdeckt werden, führt der Verfasser diese Grundparadoxie von Geheimnis und Gebot, von dem fernen und nahen Gott durch. Die Paradoxie des Schöpfungsglaubens, der menschlichen Freiheit, die dem Geschaffenen den Weg zur eigenen Tat öffnet, und die Paradoxie des Menschenlebens, das aus der Schöpfung seinen Ewigkeitwert besitzt und doch als ein heiliges erst verwirklicht werden soll, umschreiben den Umkreis der Religion des Judentums, wie Baeck sie erfaßt. Die Ethik des Judentums wird unter dem Titel *Der Glaube an den Menschen* entwickelt. Voran steht der Satz: *Das Judentum ist Versöhnungsreligion.* Diese Versöhnung ist nicht als metaphysisches Ereignis gedacht, sondern sie ist immer neu darin begründet, daß der Mensch sich Gott zuwenden, daß er einen neuen Anfang machen kann. Das Ritualgesetz, der »Zaun um die Lehre«, wie die rabbinische Weisheit es ausdrückt, ist nicht Selbstzweck sondern dient der Bewahrung der dem Judentum auferlegten weltgeschichtlichen Sendung. Sie drückt sich in der messianischen Idee aus. Diese gibt der Ethik die letzte Einheit. Wo sie »fehlt oder verblaßt, dort bemächtigt sich schließlich der Dualismus der Religion«.

Die Untersuchung Baecks gehört in eine Reihe mit dem seinerzeit in dieser Rundschau (1922 II Seite 822 und folgende) besprochenen großen Werk *Max Brods Heidentum, Christentum, Judentum*. Nicht so packend wie das Werk des Dichters, hat sie den Vorzug gediegener, systematischer Klarheit. Stärker fast noch als bei *Hermann Cohen* ist das Geheimnis der Religion, die Tiefe Gottes betont. So kann das Buch als willkommene Ergänzung zu den 3 großen Bänden *Jüdische Schriften des einstigen Marburger Philosophen* dienen, die bei C. A. Schwetschke & Sohn in Berlin herauskamen. Cohen wie Baeck zeigen den tiefen Einfluß und die formende Kraft der Religion der altisraelitischen Prophetie.

In seltsamem Gegensatz zu dieser ganzen Bewegung, die auf den Prophetismus zurückgeht, steht eine Einleitung in das System des Pentateuchs, mit dem Titel *Die Wirklichkeit der Hebräer*, von *Oskar Goldberg* /Berlin, Verlag David/. Das Werk geht offensichtlich auf kabbalistische Spekulationen zurück. Es versucht aus dem Pentateuch eine Metaphysik des hebräischen Volkes herauszulesen und das »naturgesetzliche Verhältnis von Volk zu Gott« der theologisch-religiösen Deu-

derungen, die freilich durch die etwas breite Darstellung gelegentlich verdeckt werden, führt der Verfasser diese Grundparadoxie von Geheimnis und Gebot, von dem fernen und nahen Gott durch. Die Paradoxie des Schöpfungsglaubens, der menschlichen Freiheit, die dem Geschaffenen den Weg zur eigenen Tat öffnet, und die Paradoxie des Menschenlebens, das aus der Schöpfung seinen Ewigkeitwert besitzt und doch als ein heiliges erst verwirklicht werden soll, umschreiben den Umkreis der Religion des Judentums, wie Baeck sie erfaßt. Die Ethik des Judentums wird unter dem Titel *Der Glaube an den Menschen* entwickelt. Voran steht der Satz: *Das Judentum ist Versöhnungsreligion.* Diese Versöhnung ist nicht als metaphysisches Ereignis gedacht, sondern sie ist immer neu darin begründet, daß der Mensch sich Gott zuwenden, daß er einen neuen Anfang machen kann. Das Ritualgesetz, der »Zaun um die Lehre«, wie die rabbinische Weisheit es ausdrückt, ist nicht Selbstzweck sondern dient der Bewahrung der dem Judentum auferlegten weltgeschichtlichen Sendung. Sie drückt sich in der messianischen Idee aus. Diese gibt der Ethik die letzte Einheit. Wo sie »fehlt oder verblaßt, dort bemächtigt sich schließlich der Dualismus der Religion«.

tung zu entreißen. Die Störung des »naturgesetzlichen« Verhältnisses zu den aus der Volksgottheit fließenden Kräften ist insbesondere Gegenstand der Erörterung. »Sobald die Leitung zwischen der biologischen Kraftquelle [Gott] und ihrem Kräftefeld [Volk] unterbrochen ist, kann keine Wechselwirkung stattfinden.« Charakteristisch für den Verfasser ist der Versuch den alten Spekulationen ein modern wissenschaftliches "biologisches" Gewand zu geben. Darin ist dieses Unternehmen zweifelsohne symptomatisch und hat allenthalben Parallelen. Gewiß ist in dem kabbalistischen wie dem sonstigen Okkultismus tiefe Weisheit, die dem des Rationalismus müden Geist besonders anziehend ist. Aber vielfach verstricken sich die eifrigen Adepten in ein Gemengsel von geistigem Gehalt und materialistischer Deutung.

Die Weisheit des mittelalterlichen Judentums für die Gegenwart lebendig zu machen, unternimmt S. Pinkhof durch wohlgewählte Auszüge aus dem Buch Kusari des Jehuda Halevi, einer in Gesprächsform durchgeführten Religionsvergleiche, die Jehuda Halevi bekanntlich für das alttürkische Volk der Chasaren, das die jüdische Religion annehmen wollte (und dann auch annahm), geschrieben hat. Man wird dem Autor für seine Arbeit Dank wissen. Der Titel lautet Naar uw jeugd van vroeger /Bussum, C. A. J. van Dishoeck/. Sie fordert die Juden also auf zu ihrer »früheren Jugend« zurückzukehren. Der Verfasser wendet sich gegen eine starre Vergesetzlichung des Judentums.

Zum Schluß sei auf eine verdienstvolle Arbeit des Universitätsprofessors Lorenz Dürr Wollen und Wirken der alttestamentlichen Propheten /Düsseldorf, L. Schwann/ hingewiesen. Im 1. Teil behandelt der Verfasser Prophetengeist und Prophetenarbeit, im 2. eine Reihe prophetischer Einzelgestalten. Gut sind die Bemerkungen über die politische Haltung und Bedeutung der Propheten. Der Verfasser weist auf Buddhas Wort: »Die Propheten sind geborene Politiker, weil in ihnen der nationale Bestand ihres Volkes unauflöslich verwachsen ist mit seinem religiösen Verhalten.« Der Hinweis auf die »Macht des Guten«, mit dem sich Dürr begnügt, dürfte nicht ausreichen. Die universale Sendung, die die Propheten ihrem Volk zusprachen, ist der eigentliche nervus rerum. Der 2. Teil bietet eine schöne Darstellung einzelner Prophetengestalten und gibt in guter rhythmischer Übertragung, die auf der hermeneutischen und sprachlichen Ver-

vollkommenung der modernen Bibelübertragung fußt, feingewähltes textliches Material. Von den nach der evangelischen Theologie einem spätern Verfasser zugewiesenen letzten Kapiteln des Jesaja stellt Dürr fest, daß sie »bereits deutlich auf die Bedürfnisse des Exils eingestellt« seien, ja »sich gegen direkte Strömungen jener Zeit wenden«.

Jüdische Legenden

Der Bal Schem und Rabbi Lurja gehören zu den bekanntesten Gestalten des chassidischen Judentums. In dichterischer Neuformung hat Martin Buber sie zur Gegenwart sprechen lassen. In wissenschaftlicher Untersuchung hat vor allem der jüdische Gelehrte S. A. Horodezky sich um ihr Verständnis verdienstvoll bemüht. Hier sei auf 2 andere, kleinere dichterische Versuche hingewiesen. Beide knüpfen an die Sehergabe an, die jenen von ihrem Kreis in ehrfurchtsvoller Scheu wie Heilige geachteten Männern zugesprochen wurde. In einem Roman Gilgul /Wien. Interterritorialer Verlag Renaissance, läßt Hermann Blumenthal den Bal Schem an den entscheidenden Wendepunkten des Lebens eines jüdischen Knaben auftreten. Das Leben der jungen weisheitsbefflissenen Ostjuden wird lebendig geschildert. Der Knabe Elieser, das ist der Inhalt des Romans, reißt dem Tod entgegen aus einem Leben, in das er zur Sühne früherer Verrats am Judentum wieder eingehen mußte. Während bei Blumenthal der Gedanke der Präexistenz im Vordergrund steht, gibt Chajim Bloch eine Reihe kabbalistischer Sagen, die von der Seherkraft Lurjas erzählen (Kabbalistische Sagen /Leipzig, Verlag der Asia maior/). Vielleicht wäre es wünschenswert gewesen die Sagen nicht nur nach diesem Gesichtspunkt auszuwählen. Umfangreicher und wegen ihrer Vielseitigkeit eindrucksvoller sind die Legenden, die Emil Bernhard Cohn sammelte (Legenden /München, Georg Müller/). Das farbige Gewand, in das der Verfasser sie kleidete, ist modern. Aber es ist wohl alter haggadischer Stoff. Anmutig ist die Erzählung vom blühenstrotzenden Orangenbaum, den der Rabbi Simon fällt, weil er ihm ein Bild irdischer Lust ist, und den über Nacht Gott vor dem Fenster des Rabbi wieder wachsen läßt. Die gehaltvollste Legende Acher oder Die Reste der Jugend erzählt von den Lebensschicksalen eines frommen Hirten, seines dem Unglauben verfallenden Sohnes und des im Unglauben aufwachsenden Enkels. »Zwei Dinge neh-

men zu, wenn sie bei einander sind, und ab, wenn sie aus einander sind: Gottesfurcht und Menschenliebe.« Der Enkel, der »Rest vom Rest«, geht zugrunde. Man liest die Sammlung nicht ohne Ertrag, anspruchslos, aber gediegen ist die von Micha Josef bin Gorion vorgenommene Sammlung von Messiaslegenden /Tübingen, Alexander Fischer/. Erfreulich ist, daß einmal die Quellen (Talmud und Bibel) exakt genannt werden. Das Heft bietet ein gutes Bild vor allem auch von den talmudischen Vorstellungen.

Kurze Chronik Auf das Jahr 1926 bot der *Furcheverlag* in Berlin zu seinem 10jährigen Bestehen einen größeren Almanach mit einer großen Reihe gutgewählter Auszüge aus den Werken seines Verlags und reichem Bildschmuck, der einen weiten Kreis seiner Autoren wiedergibt. Der *Furcheverlag*, der im Krieg gegründet wurde, um den im Feld stehenden Akademikern geistige Nahrung zuzuführen, ist zu einem führenden protestantischen Verlag geworden. Religiöse Quellen, religiöse Lebensgestaltung und wissenschaftliche Durchdringung sind die 3 Gegenstände seiner fruchtbaren Arbeit. \diamond In Dieburg in Hessen wurde ein Mithrastempel ausgegraben. Die dort gefundenen Altarplatten geben die wichtigsten symbolischen Szenen des *Mithraskults* anscheinend sämtlich wieder. \diamond Der Greifswalder Neutestamentler *Gerhard Kittel* wurde Nachfolger *Wilhelm Heitmüllers* in Tübingen. \diamond Auf das Ordinariat für Kirchengeschichte in Halle wurde *Erich Seeberg* aus Breslau berufen (siehe über ihn diese Rundschau, 1923 Seite 498 und in diesem Band Seite 497 und folgende). \diamond Der Züricher Privatdozent *Martin Werner* erhielt einen Lehrauftrag für Neues Testament in Bonn. \diamond Es habilitierten sich Kurt Galling für Altes Testament und Hans Rückert für Kirchengeschichte in Berlin, Leopold Cordier für praktische Theologie in Bonn, Joachim Jeremias, Professor für Neues Testament an der Herderhochschule in Riga, für Neues Testament in Leipzig, Werner Foerster für Neues Testament und hellenistische Religionsgeschichte in Münster, Alfred Jepsen für Altes Testament und Ernst Wolf für Kirchengeschichte in Rostock, Wolfgang Beyer für Kirchengeschichte in Göttingen, Justus Laun für Kirchengeschichte in Gießen, Adolf Allwohn für praktische Theologie in Gießen, Fritz Blancke für Kirchengeschichte in Königsberg, Adolf Keller für Kirchenkunde und Kirchenprobleme der Gegenwart in Zürich.

Literatur Über die neueren Forschungen in Palästina und Syrien und ihre Bedeutung für den Religionsunterricht berichtet knapp und übersichtlich *Peter Thomsen* im 114. Heft der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte /Tübingen, J. C. B. Mohr/. Vor allem über die deutschen Ausgrabungen während des Krieges und die englischen und französischen nach dem Krieg wird eingehend gehandelt. \diamond Gnostische Mysterien sind Gegenstand einer tief eindringenden Untersuchung *Leonhard Fendts* /München, Chr. Kaiser/. Im Gegensatz zu den dilettantischen Spielereien, die gerade diesen Gegenstand bevorzugen, gibt Fendt eine gediegene historische Untersuchung, die zugleich ein Beitrag zur Geschichte des christlichen Gottesdienstes sein will. Er zeigt, daß auch die gnostisch-christlichen Mysterien nicht in magischen Riten aufgegangen waren sondern eine hohe Form geistiger Erlösungsreligion zeigen. Nicht die Magie, sondern die Danksagung und Anrufung stehen im Zentrum. \diamond Unter dem Titel *Die Geheimnisse des Ostens* hat Alexander Eliasberg eine Sammlung von Reflexionen und Anmerkungen *Dimitrij Mereschkowskij's* deutsch herausgegeben /Berlin, Weltverlag/. Dem Sinngehalt der ägyptischen und babylonischen Mythen will Mereschkowskij nachgehen. Hinter dem Ganzen steht eine russisch-christliche Apokalyptik, die den Gehalt der alten Weisheit erlauschen möchte. Eine nicht nur interessante, sondern auch wesentliche Publikation, sie greift an den Kern der Dinge, die uns jetzt besonders angehen. \diamond Des Schweden *Birger Mörner* Werk *Tinara*, die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits, wurde von Paul Hambruch übersetzt und herausgegeben /Jena, Eugen Diederichs/. Seinen Obertitel *Tinara* führt es nach dem Glücksland *Tinara*, das die Bewohner der Koralleninsel *Weiwulu* sich erträumen. Das Buch behandelt in loser Folge Totenbräuche und Jenseitsvorstellungen der Primitiven. Es erzählt frisch und packend und ist mit warmer Teilnahme an den Träumen des primitiven Geistes geschrieben. Den systematischen Ertrag seiner Sammlung formuliert der Verfasser nicht, er begnügt sich auf die Spekulationen hinzuweisen, die Fechner in dem Büchlein vom Leben nach dem Tod gab. \diamond Der durch Wort und Dichtung bekannte Pfarrer an der Berliner Kaiser *Wilhelm Gedächtnis-Kirche* *Walter Nihack-Stahn* veröffentlichte einen Band Festpredigten (Feiertage /Leipzig, J. C.

Hinrichs/). Er führt durch den Festkreis der evangelischen Kirche. Für die Bildungsschicht der Großstadt sind diese Predigten gedacht, und ihr gegenüber wird diese Form der immer gedankenerfüllten, immer formvollendeten Betrachtung gemäß sein. Wer da fürchtet, daß die edle, auf allen Höhen der Bildung einerschreitende Form den Gehalt verdecken könnte, den wird der Verfasser vielleicht an Calvin erinnern, der es mit Wohlgefallen hervorhebt, daß auch in der Bibel stellenweise elegante und glänzende Sprache zu finden sei, damit sie der weltlichen Beredsamkeit nicht nachstehe. Der Sache nach hält Nithack-Stahn nicht hinter dem Berg. Die Mahnungen sind ernst, ja gelegentlich scharf. Wenn er den hochfliegenden Idealismus des Paulus rühmt, der um des Gewissens willen dem Staat zu dienen fordere, so sind damit die Hintergründe der paulinischen Forderung verdeckt. \diamond Eine umsichtige und eindringliche Darstellung hat die Theologie Karl Barths durch *Max Strauch* gefunden /München, Chr. Kaiser/. Das Buch will an Barths Gedankenwelt in möglichstem Anschluß an Barths eigene Begriffe heranzuführen. \diamond Der Quäkerreligion als der Vollendung der protestantischen Grundtendenzen redet der Ungar *Ambrose Czakó* das Wort, nachdem er zuvor eingehend und aufschlußreich die konfessionale Lage in Südosteuropa gemustert hat. Die Schrift heißt *The Future of Protestantism with Special Reference to South-Eastern Europe* /London, George Allen & Unwin/. \diamond Über den vielumstrittenen christlichen Inder *Sadhu Sundar Singh* (siehe diese Rundschau, 1923 Seite 498 und folgende) hat Friedrich Heiler bei Ernst Reinhardt in München 3 Schriften veröffentlicht. Die 1. Schrift, die vor allem den Jesuiten Anlaß zur Polemik gab, führte den Titel *Sadhu Sundar Singh, ein Apostel des Ostens und Westens*. Auf die Angriffe gegen ihn erwiderte Heiler dann in einer 2. Schrift *Apostel oder Betrüger?* Schließlich unternahm er es die Gestalt des *Sadhu* noch einmal im weitem Rahmen einer Würdigung heute führender Inder darzustellen. Diese Schrift führt den Titel *Christlicher Glaube und indisches Geistesleben*. \diamond In der Sammlung *Töpelmann* /Gießen, Alfred Töpelmann/ ist als 5. Band der 1. Teil einer Konfessionskunde von *Hermann Mulert* erschienen. Einleitende Paragraphen legen die Aufgabe der Konfessionskunde fest. Sie soll die verschiedenen Konfessionen in Lehre, Kultform und Rechtsordnung miteinander vergleichen.

KUNST

Bildende Kunst / Otto Brattskoven

Internationale Wanderausstellung Zweierlei Maß kann man an eine Ausstellung legen, die als Ausstellung von

Gemälden jüngerer Künstler aus Deutschland, Frankreich, England und den Vereinigten Staaten auch in der Berliner Nationalgalerie zu sehen war. Die Gattin des amerikanischen Eisenbahnkönigs Harriman hat mit ihren Mitteln eine Wanderausstellung ausgerüstet, die alljährlich durch die einzelnen Länder geschickt wird. Jetzt ist unter ihnen auch Deutschland vertreten, und die Reise hat in Berlin ihren Anfang genommen. Damit ist eine neue Möglichkeit für eine internationale Annäherung gewonnen: neben dem Sport, wie sich der amerikanische Botschafter A. B. Houghton in seinem Vorwort zum Katalog, bezeichnend genug, ausdrückt. Jedenfalls wird durch solch eine Veranstaltung nicht allein eine gemeinsame Basis gefunden, man wird auch angeregt Vergleiche zu ziehen und sich über die künstlerische Wesensart der beteiligten Länder klarzuwerden.

Besonders erfreulich ist es, daß man bei der Auswahl verhältnismäßig nach der Gegenwart gegangen ist. Es stimmt zwar nicht ganz, wenn von jüngeren Künstlern gesprochen wird. Immerhin hat man viele Künstler beiseite gelassen, die sonst oft bewirkten, daß die Repräsentation *Deutschlands* in internationalen Ausstellungen nicht immer der Gegenwart entsprach, und mit meist wenig bekannten Werken von Max Beckmann, Ernst Barlach, Heinrich Campendonk, Otto Dix, Lyonel Feininger, Ernesto de Fiori, George Grosz, Karl Hofer, Ernst Ludwig Kirchner, Paul Klee, Georg Kolbe, Otto Müller, Heinrich Nauen, Emil Nolde, Max Pechstein, Christian Rohlf und Karl Schmidt-Rottluff ein niveauhaltendes und geschlossenes Bild geschaffen. Nur Erich Heckel fällt durch absolute Flachheit aus dem Rahmen; andererseits gehört René Sintenis trotz ihrem liebenswürdigen Talent nicht in eine solche Reihe, und schließlich sind Oscar Moll, Rudolf Levy und Hans Purrmann kaum besonders charakteristisch für die Eigenart der deutschen Malerei. Es ist zu bedauern, daß man die neue Generation mit ihren schon wieder neuen Darstellungsideen ausgeschlossen hat. Der Überblick über die deutsche Kunst der Gegenwart ist auf diese Weise nicht vollständig, jedoch gibt, und dies ist kennzeichnend für un-

sere heutige künstlerische Gesinnung, die geistige Energie den Lebensdingen gegenüber auch dieser Auswahl Gehalt und Charakter. Mit der vollen Kraft des Geistigen in seinen Gegensätzen präsentieren sich, wie immer, die *Franzosen*. Aktivität besitzen sie, hervorragend in der Abfolge von Henri Matisse bis Fernand Léger und Maurice Utrillo, zumal vertreten durch Georges Braque, André Derain und Pablo Picasso, unbezweifelbar. Aber wo die Deutschen fanatisch den Vorwurf bewältigen, da meistern ihn die Franzosen distanziert und aus der Unbedingtheit formaler Nervigkeit. Die junge *amerikanische* Kunst lehnt sich fast vollständig an das französische Vorbild an. Das Resultat ist nicht uninteressant; die künstlerischen Produkte besitzen Haltung und scheinbar auch Qualität. Ein Blick auf die *Engländer* läßt aber erkennen, daß hier wie dort nur von formal erfaßten Vorbildern, ohne innere Urwüchsigkeit, gezehrt wird. Ob die Engländer den akademischen Idealen von gestern oder die Amerikaner den heutigen Idealen Gefolgschaft leisten, der Wert bleibt nur relativ verschieden. Typisch sind deshalb 2 offenbare Versager, die nichtsdestoweniger bemerkenswert sind. Der Engländer A. R. Thomson versucht in seinen Londoner Jungens einen Ausbruch aus dem Üblichen. Das Bild ist sicherlich kühn im Motiv durch die Andeutung der Brücke und das Figurenwerk der Jungens. Aber wie wenig Substanz, wie wenig überzeugende malkünstlerische Lösung eines Erlebnisses, das an sich stark und eindringlich gewesen sein mag. Ähnlich der Amerikaner Robert W. Chanler mit seiner Büffeljagd. Verblüffend zuerst durch die unbekümmerte Primitivität der Anschauung und der Mittel. Schließlich doch nur eine Infantilität und ein Ausfluß erschreckender Unsicherheit, die in dieser Form niemals bei Eigenschaffenden zutage tritt. Es ist wenig, was von englischer und amerikanischer Seite geboten wird. Die Ehrlichkeit, mit der man sich bemüht, ohne den Anspruch wirklicher Konkurrenz zu erheben, berührt angenehm. Wenn mit Hilfe solcher Ausstellungen engere Beziehungen zwischen den Völkern angebahnt werden, wäre das ein Schritt vorwärts und in der Folge auch geistiger Gewinn für alle Partner.

Geschichte und Der Wiener Kunstgelehrte Gegenwart
Hans Tietze, der eine Zeitlang im österreichischen Verwaltungsdienst stand und jetzt wie-

der zur akademischen Lehrtätigkeit zurückgekehrt ist, hat neuerdings einige bemerkenswerte Aufsätze unter dem Titel *Lebendige Kunstwissenschaft zusammengefaßt* /Wien, Krystallverlag/. Wichtige Zeitfragen und Probleme sind der Anlaß, um kunstwissenschaftlich, aber ohne fachliche Scheuklappen, bestimmte Klärungen herbeizuführen. In einem kurzen Vorwort betont der Verfasser, daß alle Kunst mit ihrem Ideeninhalt einer Einheit angehört, die in der Überzeugung von der Identität und der Polarität der Kunst als lebendigen Erzeugnisses und als Objekts wissenschaftlicher Betrachtung liegt. Gegenwärtige und alte Kunst seien entgegengesetzt und doch aus der Vorstellung einer geistigen Einheit erfaßbar. Es ist der gleiche Grundgedanke, den Tietze schon in seiner 1913 veröffentlichten Methode der Kunstgeschichte vertreten hat.

Die Aufsätze, die sich mit dem Dilemma beschäftigen, in das der Kunsthistoriker gerät, wenn er die Beziehungen zwischen alter und neuer Kunst entwickeln will, bringen geringere Erkenntnisse als diejenigen, die sich mit den eindeutig im Thema bestimmten Fragestellungen befassen. Wesentlich ist zumal der Versuch einer Auseinandersetzung mit dem Problem der heute geforderten Verlebendigung der Kunstgeschichte. Es wird betont, daß die wissenschaftliche Arbeit in der Kunst einen Stoff vor sich hat, der nicht nur historisch und ästhetisch erkannt werden kann sondern zugleich die Funktion einer tieferdringenden Kraft verlangt, verwandt der reinen Geisteswissenschaft. Dabei ist es allerdings im Sinn der Wissenschaft durchaus nicht modern allen Tagesmoden zu huldigen. Die Verlebendigung ist nur möglich, wenn sie zu den Quellen führt, die ihrerseits lebendig sein müssen. Klarer und schärfer noch vermag Tietze seine Stellungnahme zu 2 sehr aktuellen Themen zu formulieren: zum Verhältnis von moderner Kunst und Kunstmuseum und zum Denkmalskult. Entgegen der neuerdings oft ausgesprochenen absoluten Verwerfung des Kunstmuseums, das den Ablehnern, wie Tietze richtig bemerkt, meist nur den Wert eines Mausoleums dahingegangener Zeugungskraft hat, stellt er, neben mehr sachlichen Forderungen (wissenschaftlicher Vergleichswert, Anregung für den schaffenden Künstler) für eine moderne Musealarbeit das Postulat, daß sie die lebendige Berührung mit dem Kunstwerk in jeder Weise erleichtere. Er erkennt etliche Versuche neuer Museumsarbeit

an und verlangt, daß das Museum ein Spiegelbild der modernen Zeitinteressen sein soll. Er hebt hervor, daß die Zeit nach dem Lebendigen lechze, und daß auch in der Totenhalle des Museums darnach gefahndet werden müsse. Bemerkenswert ist die Schlußfolgerung, daß sich jede Generation ihre Geschichte und auch ihre Kunstgeschichte neu schreibt und somit auch ihr Kunstmuseum neu schafft. In der Frage des Museums moderner Kunst schließlich bekämpft er die Zeiterscheinung, daß Kunstwerke nur für das Museum geschaffen werden. Er tritt hier für ein Museum mit dem Charakter des Zwischenstadiums ein, das geschmeidig genug ist sich den feinsten Nuancen des Gegenwartsgefühls anzupassen, und so gesiebt, daß es der historischen Auslese der Zukunft vorgreift. Eine anschließende Betrachtung über den Denkmalskult kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Mit der Feststellung, daß das Denkmal nicht nur historischen und ästhetischen sondern auch moralischen Wert hat, prägt er den wichtigen Satz, daß einst moderne Kunst historisch aussehen mußte, während heute alte Kunst nur etwas gilt, wenn sie uns vergessen macht, daß sie historisch ist. Für die Denkmalspflege, die bisher nur objektiv und ohne eigene Stellungnahme Altes vor dem Untergang schützte, sei es heute angebracht die Denkmäler nicht in die Kulturschutzparks der Unberührtheit zu retten sondern sie durch eine neue Verschlingung mit dem Leben zu erhalten. Es läßt sich nicht leugnen, daß Tietzes Betrachtungen im einzelnen nicht immer den Kern treffen, mit ihrem mehr andeutenden Charakter manches Schwerwiegende nur streifen und in der Behandlung des Stoffs mitunter auch nicht konsequent durchgedacht sind. Doch entschädigen die treffenden und anregenden Einzelheiten, und es berührt sympathisch, daß hier ein Wissenschaftler mit ausgesprochenem Temperament ohne das Vorurteil seiner Kaste Gegenwartsfragen zu behandeln unternimmt.

Religiöse Kunst In einer Sammlung Schöpfung, die Beiträge zu einer Weltgeschichte religiöser Kunst geben will / Berlin, Furcheverlag/, wird der interessante Versuch angestellt durch Einzelbetrachtungen verschiedener Autoren eine Vorstellung von dem Zusammenhang zwischen Religion und künstlerischer Gestaltung zu gewinnen. Die zuletzt publizierten, mit guten Illustrationen ausgestatteten Bände sind

zeitlich sehr auseinanderliegenden Zeiten und Schöpfern gewidmet und geeignet durch Herauslösung des spezifisch Religiösen manche Fragen zu klären, die bei einer allgemein ästhetischen und historischen Behandlung nicht immer berücksichtigt werden.

Wenn Kurt Pfister Rembrandts bibliische Bilder in ihrem Wandel von der Jugend zur Spätzeit darstellt, so kann er damit allerdings schon deshalb wenig Neues sagen, weil Rembrandt von Natur aus religiös fundiert ist. Es ist darum verfehlt Rembrandts religiöse Themen isoliert zur Deutung des religiösen Gehalts heranzuziehen. Die innere Einheit des Gesamtwerks offenbart hier den religiösen Gehalt, thematisch verengte Interpretationsversuche reichen in keiner Weise aus.

Wie weit William Blake, dessen Kunst Adolf Knoblauch in einem Umriß seines Lebens und seiner Geschichte schildert, überhaupt in den Rahmen einer religiösen Weltkunst gehört, ist eine schwer zu entscheidende Frage. Die Erfindungskraft dieses seltsamen englischen Künstlers und Mystikers ist groß, die Gestaltung dagegen schwächlich und mitunter doch recht dünn. Es wäre angebracht gewesen ihn als ein Sonderbeispiel künstlerisch-religiösen Willens in der Neuzeit darzustellen. Eine hymnische Umschreibung seiner persönlichen und geistigen Erscheinung hingegen bleibt nicht mehr im Umkreis dessen, was sichtbar auch im religiösen Bezirk vollwertige Kunst genannt werden kann. Die allgemeine Bedeutung Blakes steht auf einem andern Blatt. Klar und eindeutig ist Christian Herrmanns vorzügliche Einführung in den religiösen Gehalt der babylonisch-assyrischen Kunst in einem Band über Religion und Kunst im alten Babylon. Aus einem Überblick über die gesellschaftliche Denk- und Fühlweise wird das religiöse Element entwickelt, das direkt die uns heute bekannten Kunstdenkmäler hervorgebracht hat. Ein von Dämonenfurcht erfülltes Weltgefühl findet in diesen Denkmälern seinen gewaltigen Ausdruck, verlebendigt durch den darin absolut ruhenden religiösen Gestaltungszwang. Die religionsphilosophischen Betrachtungen des Verfassers verdeutlichen dies eindringlich.

In eine gänzlich andere religiöse Zone führt eine Publikation Alfred Rohdes Passionsbild und Passionsbühne. Die religiöse Bildgestaltung des ausgehenden Mittelalters wird an den Wechselbeziehungen zwischen Dichtung, in diesem

Fall geistlichem Bühnenspiel, und Malerei aufgezeigt. Viele Darstellungen, die ikonographisch rätselhaft scheinen, können auf diese Weise erklärt werden. Dadurch wird allerdings wohl mancher mystische Deutungsversuch unterbunden, aber um so klarer spiegelt sich das besondere religiöse Empfinden, das in eigenartigen Kunstschöpfungen seinen bildhaften Niederschlag gefunden hat. Im ganzen ist die verdienstvoll von Oskar Beyer herausgegebene Schriftenreihe sehr beachtenswert. Sie füllt eine Lücke in der Kunstbetrachtung, zumal die rein wissenschaftlichen Untersuchungen solcher Art durchweg schwer zugänglich sind. Mängel werden kaum zu vermeiden sein; die Weiterführung der Sammlung ist unbedingt zu wünschen.

Totenliste Im hohen Alter von 83 Jahren starb Ende Januar in Wien der Landschaftsmaler *Anton Hlavacek*. Bekannt machten ihn vor allem seine Gemälde aus den Alpen. 1924 stellte Hlavacek noch ein allegorisches Gemälde aus, das sich gegen den Krieg richtete: einen zu Blut verwandelten Wasserfall, über dem Jesus Christus mit hochgehobenen Händen verzweifelt steht.

In Paris starb am 4. Februar *Adolphe Willette*, 68 Jahre alt. Er war bekanntlich der Hauptgründer des Chat Noir; ein von ihm gemaltes großes Bild, das 10 Jahre dort hing, wurde später vom Louvre angekauft. Willette war vom Geschlecht der Daumier und Gavarni. Seinen Ruhm begründete er vornehmlich als Zeichner; die meisten seiner echt gallischen Geist atmenden Blätter erschienen im *Courier Français*. Unter seinen Illustrationen sind besonders die zu *Mimi Pinson* bedeutend und für seine Darstellungsform kennzeichnend.

Am 5. Februar starb in Berlin *Gustav Eberlein*, 78 Jahre alt. Er war ein Liebling Wilhelms II, schuf unter anderm das Goethedenkmal in Rom und dann den Riesenbrunnen in Santiago. Doch war seine menschliche Gesinnung anderer und freier Art als seine künstlerische; er trat stets schon für Völker- versöhnung und -verständnis ein.

Erst 43 Jahre alt, starb im Februar in Paris der Maler *Eugen Zak*, dessen Werke in Berlin oft in den Ausstellungen der Sezession zu finden waren. Zak, ein Pole, stand vor allem unter dem Einfluß der neuen französischen Malerei von Cézanne bis Picasso. In seinen Bildern spürt man Melancholie und Sehnsucht.

Der Tiermaler *Wilhelm Kuhnert* starb am 11. Februar in Flims an einer Lungenentzündung. Auf Reisen in der afrikanischen Wüste beobachtete er das Leben und den Kampf der Tiere.

Ende Februar starb in Kopenhagen, eben 50 Jahre alt, der Maler *Knut Hansen*, der Jahrzehnte lang in Berlin gelebt hat. Hansen war vor allem auch Zeichner; zahlreiche beliebte Gesellschaftskarikaturen stammen von ihm.

Im Alter von 86 Jahren starb Ende Februar in Berlin der Landschaftsmaler *Hermann Schnee*. Er war Schüler Achenbachs und Gudes. Eins seiner Bilder hängt in der Nationalgalerie.

In seinem 61. Lebensjahr starb in den Pfingsttagen in München *Robert Engels*, dort Lehrer an der Kunstgewerbeschule. Aufsehen erregten zuerst seine Illustrationen zu Bédiers *Tristan et Iseut*. Später folgten Illustrationen zu den Gedichten der *Annette Droste*, zu Münchhausens Balladen und anderm.

Anfang Mai starb in Wolfenbüttel der bekannte und hochgeschätzte Zeichner und Karikaturist der *Lustigen Blätter* *Franz Jüttner*, etwa 1 Jahr nach seinem 60. Geburtstag, an dem er nach früherer langjähriger Krankheit in anscheinend neuer Lebenskraft von seinen Freunden gefeiert wurde. Jüttner steht in seinen Zeichnungen in der Mitte zwischen der alten und der politisch schärfer bewegten neuen Karikaturistenrichtung.

In München schied Mitte Juli der Maler *René Reinicke* infolge eines schweren Nervenleidens freiwillig aus dem Leben. Er ist 66 Jahre alt geworden. Auch Reinicke ist in erster Linie Karikaturist; er zeichnete in den *Fliegenden Blättern* die *Spießbürgerei*, zu der ihm die Münchener Atmosphäre unendlichen Stoff bot.

In Moskau starb im Juli, im hohen Alter von 80 Jahren, *Wassilij Wasnezow*, der älteste der russischen Historienmaler, dessen große historische Bilder: *Skythenschlacht*, *Drei Helden am Scheideweg* und *Zarewitsch Iwan auf dem grauen Wolf*, neben *Repins* und *Surikows* Gemälden noch heute die Hauptattraktion der Moskauer *Tretjakowgalerie* bilden. Wasnezow war ursprünglich zeichnerischer Arbeiter im Petersburger Kartographischen Institut, er entwickelte sich von da aus zunächst zum Märchenbuchillustrator und wurde nach seinem 30. Lebensjahr Maler. In der Terminologie bolschewistischer Erziehung zählt er zu den »großen Künstlern des bürgerlichen Zeitalters«. Er entstammte einer Popenfamilie und hat religiöses Fühlen sein Leben lang bewahrt.

Kurze Chronik Alexander Archipenko hat eine Maschine erfunden, mit der er *bewegliche Gemälde* herstellen kann. Ihre Form allerdings ist, etwa wie bei der Weberei, an bestimmte Gesetze gebunden. ◊ Die deutsche Regierung hat für das Internationale Arbeitsamt des Völkerbunds in Genf 3 große *Glasfenster* gestiftet. Sie sind von Max Pechstein entworfen und von den Werkstätten Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff in Berlin hergestellt. Industrie, Handel und Landwirtschaft sind darin versinnbildlicht. ◊ Die *Madonna Grünewalds*, die sich im Besitz der Gemeinde Stuppach befindet und in letzter Zeit stark gefährdet war, ist jetzt nach Stuttgart zur Restaurierung gebracht worden. Nach der Wiederherstellung wird sie erst in Stuttgart gezeigt werden. Nach 3 Jahren wird das Gemälde der Gemeinde Stuppach wieder zurückgegeben. ◊ In Bologna entdeckte man im Besitz der Familie Giovannini ein Gemälde, in dem man das Jahrhundert lang verschollene und sogenannte *erste Gemälde Michelangelos* zu erkennen glaubt. Das auf Holz gemalte Bild trägt auf der Rückseite 2 Siegel, von denen das eine unbekannt, während das andere das des Abtes Bianconi ist. Dargestellt ist die Geißelung des Heiligen Antonius, Ausdruck und Kompositionsweise weisen auf Michelangelo. Ein der gleichen Zeit entstammender Kupferstich hat ein ähnliches Motiv. ◊ Das Kopenhagener Museum erwarb einen neuentdeckten *Tizian*. Das nicht signierte Bild stellt einen langbärtigen Mann in einem faltenreichen dunklen Sammetrock mit braunem Pelzbesatz und Atlasärmeln dar. Die etwas forcierte Renaissancehaltung, die malerische Vollendung bei zurückhaltender Farbwahl, und im Gegensatz dazu die etwas schwächliche Zeichnung lassen kaum einen Zweifel an der Urheberschaft Tizians. ◊ In Lübeck fand aus Anlaß der Siebenhundertjahrfeier eine Ausstellung Overbeck und sein Kreis statt, die eine bemerkenswerte Zusammenfassung der Frühzeit der *Nazarener* in San Isidoro darstellte. ◊ Die Leitung der vatikanischen Gemäldesammlungen plant eine Umgestaltung der *Sixtinischen Kapelle*. Es sollen in ihr Gruppen von Werken vereinigt werden, die zur Kapelle und zu Michelangelo in Beziehung stehen. Es handelt sich dabei um die Überführung des Grabmals des Stifters der Kapelle Sixtus IV aus dem Petrikanischen Museum. Auch die Pietà des Michelangelo soll dorthin kommen.

Literatur Als Anleitung zum Betrachten und Erleben von Kunstwerken stellt sich ein Buch *Max Deris* Das Bildwerk /Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft/ dar. Die Methode basiert auf reinlicher Scheidung der Erscheinungen; sie wirkt plausibel, verdankt aber ihre klare Linienführung einer Einseitigkeit. Der Deutungsversuch an einzelnen Beispielen ist für einen von falschen Gesichtspunkten ausgehenden "Laien" gedacht und trotz mancher literarischen Attitüde vorzüglich anleitend, zumal die Einbeziehung in den Zeitwillen sicher vorgenommen wird. ◊ Eine Schrift *Otto Kiefers* Der schöne Jüngling in der bildenden Kunst aller Zeiten /Berlin, Adolf Brand/ ist sowohl durch den Bildgehalt wie durch den Stil unzulänglich. Ihr Zweck ist die Apologie des schönen Jünglings. Möglich, daß es heute angebracht ist Front gegen die »einseitige Berücksichtigung der Weiberschönheit« und darüber hinaus gegen das Eindringen femininer Elemente in die heutige Kultur zu machen; aber ob man das gerade vom Zwischenstufenstandpunkt unternehmen kann, erscheint recht fraglich. ◊ Unter dem Titel *Pempelfort* ist eine Sammlung kleiner *Düsseldorfer Kunstschriften* erschienen /Düsseldorf, L. Schwann/, die neben Abhandlungen über literarische Persönlichkeiten bemerkenswerte kunsthistorische Betrachtungen enthält: Die Frühzeit des Peter Cornelius von Carl Simon, Rethels Zeichnungen von Kurt Zoega von Manteuffel, Landschaften Karl Seibels von Bernd Lasch, Frühe Bildnisse Julius Hübners von Karl Koetschau und Landschaftsstudien J. W. Schirmers von Hans Curjel. ◊ Eine Neuerung sind die Veröffentlichungen des *Kunstarchivs* /Berlin, Das Kunstarchiv/. Sie haben durch die Zusammenfassung der wichtigsten Ausstellungen und außerdem durch die einzelnen literarischen Beiträge, unter anderm zu George Grosz, Otto Dix, Lasar Segall, Edgar Degas und Henri Rousseau, auch eine über den üblichen Katalog hinausgehende Bedeutung. ◊ Bei Albert Langen in München kamen die Erinnerungen *Hermann Schlittgens* heraus. Sie sind ohne literarische Präention geschrieben, haben einen ungemün erfrischenden und humorgesättigten Zug, der durch die natürliche Schreibweise noch gewinnt. Die Äußerungen Schlittgens über Begegnungen mit bedeutenden Künstlern, unter anderen Menzel, Leibl, Munch und Liebermann, haben ferner einen gewissen dokumentarischen Wert.

Bewegungskunst / Lisbeth Stern

Kunst und Leben Man sieht jetzt die Kunst ganz anders an als vor etwa 50 Jahren. Damals suchte man in ihr noch das mächtige Individuum, das sich dort auslud; jetzt will man nur beschwingt werden, vielleicht um den allgemeinen Lebenskräften neuen Saft zuzuführen. Die Kunst duckt sich heute, und das Leben ist gesteigert. So sind die Grenzen zwischen beiden oft recht verwischt, denn sehr vieles vom Leben kann uns den selben oder noch größeren Schwung geben als die Kunst. Man denke an das Tanzen, an die Straßen der großen Stadt, an Brücken, Fabriken, Warenhäuser und Flugzeuge. Eine Verquickung von Kunst und Leben hat es wohl auch im Barock gegeben, aber das Massenleben in seiner Bewußtheit war nicht so im Vordergrund wie heute. Überhaupt, das Dynamische ist jetzt Trumpf, aber nicht im Linearen oder in einstimmigen Crescendi sondern in einem Chor von unendlichen Stimmen, die alle in ihren Rhythmen über die Grenzen des Kunstwerks wieder noch hinausgreifen. Dieser Chor spricht aber vorläufig im Leben noch ungleich mächtiger und gewaltiger als in der Kunst. Nichts wirkt zum Beispiel annähernd auf uns so unmittelbar und stark wie der Strom der Automobile, wie er in manchen Stunden in den Straßen von Paris flutet. Und daß das auf uns alle jetzt so wirkt und uns so viel näher liegt als die Museumschätze, das ist ein Zeichen, daß unsere Zeit, trotz den vielen Dingen, die daneben laufen, doch jung ist, und daß ihr die Kunst mehr noch als eine Art Lebensgefühl im Leib steckt, als daß sie sich zu Kunstwerken herauskristallisiert hat. Das Berausende liegt für uns in der Einsicht, daß es eine Bewegung allein gar nicht gibt, daß jede Bewegung erst wieder durch eine andere, nein, durch die tausend anderen Bewegungen ringsherum zu verstehen ist, und diese wieder noch durch andere, bis sich schließlich der große Kreis der Welt schließt. Das alles zieht uns mitten hinein in den unübersehbaren Tumult der Rhythmen, von dem wir uns wie ein Zug von Fischen führen lassen. Das einzelne Fischchen mag sich hierhin und dorthin wenden, und doch bleibt es drin im Zug. Und wie es bei aller Beweglichkeit nirgends anstößt, so fühlen auch wir unsere Sinne und Nerven in dieser Richtung feiner werden. Wir gehen über den Damm, halten unser Bewegungstempo ein und spüren zugleich die nebenlau-

fenden Tempi und Bewegungen. Der Provinziale ist in der Unübersichtlichkeit dieser Art Ordnung verloren. Er wechselt Tempo und Richtung, ist allen im Weg und wird schließlich in seiner Unberechenbarkeit überfahren. Die kleinen Zeitungsjungen der Weltstadt, die wie die Eidechsen durch das Autogewirr durchflitzen und vor allem auch die Chauffeure, das sind die eigentlichen Meister und Könige dieser Welt. Wie sicher und auch wie kalt und ruhig ihre Nerven funktionieren. Und dabei scheint der ganze Kontakt mit der Umwelt fast ausschließlich durch die Oberflächenerven zu gehen wie bei so vielen Tieren. So ist es auch zu verstehen, daß jetzt die ganze Tendenz auf Akkuratess geht, sowohl in dem Betrieb der Großstadt als auch in der Kunst. Das Durcheinanderklappern der Rhythmen in der Caféhausmusik, im Tanzen, daneben die gradlinige Gleichmäßigkeit der Tillergirls, das alles setzt eine fast maschinenhafte Präzision voraus. Und doch dürfte das Schwelgen in diesen vielfältig sich überschneidenden Rhythmen, die dabei verhältnismäßig gleichwertig sind, nur ein Übergang sein, es wird sich legen, wenn man sich mit der Flut der neuen Dinge etwas auseinandergesetzt haben wird. Es müssen sich doch allmählich die Dinge, auch ihre Dynamik, wieder etwas gruppieren. Auch heute schon bekommt man eine Ahnung davon, wenn man die Welt von einem hohen Turm aus sieht. Die ungewohnte und weite Distanz läßt uns da Zusammenhänge ahnen, von denen wir nichts wußten, als wir mitten drin unter den anderen standen, wohl ähnlich wie das Fischchen in seinem Troß sich sicherlich auch ganz anders fühlt als wir es sehen. Wir glauben nach Belieben unsern Weg hierhin und dorthin zu wählen, und von dem Turm aus sehen wir, daß auch unsere Wege geführt werden. Die Straßen, die Städte werden nicht allein von uns Menschen gebaut, sondern tausend Kräfte mögen an der Arbeit sein. Man sieht die Städte im Land wie die Blüte an der Blume sich auf tun, und man sieht, wie das Land seine ganze Kraft und seinen Saft in diese Blüte schickt, und man sieht auch, wie die Menschen auf diesen Wegen des Safts zur Stadt hingehen. Aus diesem allgemeinen Wachstum der Natur können wir nicht heraus, und wir täten auch nur gut daran uns ihm noch mehr zu öffnen, um es noch besser zu verstehen und uns besser einzufügen. Eine Beobachtung aus den Kinderjahren: Wenn man einen Sternhimmel zeichnen wollte,

wurde er unnatürlich und steif; machte man ihn aber vielleicht durch Ausspritzen eines Pinsels, sah er ganz selbstverständlich und schön aus. Man kann das in ähnlicher Richtung deuten: Wenn die Dinge Endpunkte einer dahinter wirkenden Kraft sind, dann haben sie Leben. Und daß man eine solche Kraft hindurch ahnt, auch ohne sie selbst fassen zu können, ist das, worauf es bei allem Kunstverstehen ankommt.

Revuen Man steht jetzt im Zeichen der Revuen, dieser reizenden Kunst des Durcheinander, die nur für heute lebt und leben will. Ohne sich durch eine Tendenz gebunden zu haben, lacht sie nach rechts und nach links, ein bißchen national und ein bißchen revolutionär, für jeden etwas. Und vor allem wirklich für jeden, ungeachtet seiner Sprache und Nation, eine Riesenaufwendung von Mitteln und viel schöne Nacktheit.

Diese eigentliche Revuekunst hat in Berlin unter den Händen Ludwig Kainers in der *Hallerrevue* eine ganz außerordentliche Höhe erreicht, so daß sie hinter ähnlichen Veranstaltungen aus dem Barock oder dem Rokoko kaum zurückzustehen braucht. Diese Kunst ist recht eigentlich ein Kind der Mode, ein sehr graziöses, sehr feines und elegantes Geschöpfchen, aber eben wohl nicht mit sonderlicher Kraft begabt. Die Farben sind gebrochen und schimmernd, der Bühnenraum durch seine Ausstattung sehr in die Höhe gezogen. An Tempo und Bewegtheit sind entzückende Sachen da, besonders der Schluß des 1. Teils, wo der ganze Chor nach der Trommel zu »Annemi, bleib mir treu bis morgen früh« aufmarschiert, und dann die silberne Treppe, auf deren monotonen Takten die Tillergirls ihre auch monotone Melodie tanzen. Aber alles in allem bleibt diese Revue doch etwas die Kultur des westlichen Berlins. Eine sehr entwickelte Kultur, aber eben die Kultur der Auslagefenster, feiner und kultivierter Luxus mit einem Zug ins Mondäne. In diesem starken Hinlenken des Publikums zur Ausstattung und Mode sieht man unwillkürlich die Interessen der Konfektionsindustrie mit am Werk, so daß die Revuekunst schließlich mehr eine unerhört grandiose und künstlerische Reklame ist. Von einer Art Volkstümlichkeit kann da wenig die Rede sein oder doch nur in jenem indirekten Sinn, daß unsere Kunst in ihrer Richtung eben von dem Konkurrenzwetrennen der Tagesindustriellen wesentlich bestimmt ist.

Anders liegt es zum Beispiel mit der Revue Wieder Metropol im Berliner *Metropoltheater*. Sie hat wohl durch die Tradition, die dahinter steht (das Metropoltheater hat ja zuerst, vor Jahrzehnten schon, die Gattung der Revue von Paris nach Berlin gebracht und ihr berlinischen Charakter gegeben), viel mehr Lokalfarbe; es ist eben die Friedrichstadt neben Kurfürstendamm und Taubentzenstraße. Gröber, primitiver, auch altmodischer in der Form der Couplets; aber eine gewisse Ehrlichkeit ist da, anders als bei Haller, wo alles mit einem allgemeinen künstlerischen Lack überzogen ist. In der Revue des *Theaters des Westens* in Berlin laufen die beiden Stile ganz unvermittelt neben einander: die schöne Pose und die amerikanischen Tänzer, die Blut in die ganze Revue bringen. Was diese 3 ausgezeichneten Tänzer machen, das sind eigentlich ganz die selben Sachen, wie wir sie von den Negern her kennen, von der amerikanischen Kunst restlos aufgenommen, so daß in ihr neben dem dünnen rosa Blut Amerikas ganz unvermittelt das dunkle der Neger läuft. Das Wesentliche aller dieser Tänzer ist die Gelockertheit der Glieder, dazu die kindliche Freude am Fleiß und am Können ohne seelische "Aufmachung".

Ballettmoderne In der oben erwähnten Revue des Berliner Metropoltheaters wurde als Einlage das *Triadische Ballett* Oskar Schlemmers vorgeführt, leider nicht mit der dazu gehörigen Musik Paul Hindemiths, auch leider nicht mit der Choreographie und der Einstudierung Schlemmers selbst. Es waren somit eigentlich nur die Kostüme geblieben, die aber von ganz außerordentlicher Wirkung waren und durchaus nicht abstrakt, wie man nach dem Wiedergeben leicht annehmen konnte. Sie sind ausschließlich nach dem Gesichtspunkt gebaut die Konstruktionspunkte und -achsen zu betonen und ebenso die Bewegungsrichtungen schon im Kostüm zu geben, zum Beispiel das schraubenhaft sich aufschiebende Kleidchen der Ballerina. So sind die Kostüme für den Tanz durchaus nicht vieldeutig, aber dafür unter Umständen unendlich verstärkend. Die Bewegungen kamen so präzise und sauber heraus, daß das Ganze etwa die Wirkung eines Marionettentheaters hatte; und daß in dem Tanz, in der Einstudierung Catherine Devilliers, der seriöse Ballettstil gehalten war, paßt durchaus nicht schlecht zum Stil der Kostüme. Leider ging das Publikum vollständig ohne irgendein Interesse an der Sache vorüber.

Labantheorien Die in Dresden erscheinende Zeitschrift *Die Schönheit* gab 2 Labanhefte heraus. Sie bringen mehrere Aufsätze von Laban selbst und aus seinem Kreis mit einer großen Anzahl Photographieen. Diese Bilder sind durchweg schauderhaft, und man sieht mit Schrecken auch schon Kinder die selbe Manier mitmachen: mit geballten Fäusten und krampfhaft gespreizten Fingern, einmal aufgeplustert wie ein König und dann wieder zusammenengesunken in Zerknirschung, alles von Anfang bis zu Ende unecht. Und doch sind gute Leistungen dabei. Es muß aber in der ganzen Angelegenheit etwas sein, wogegen man sich instinktiv sperrt. Es liegt vermutlich an der geistigen Präntion, die man überall durchfühlt. Man will durchaus Ewigkeitswerte schaffen, und das verstimmt mit Recht. Das trifft sowohl diesen Tanz wie auch diese Art Nacktheit. Immer klingt durch: So ist der wahre Mensch, die wahre Natur, so der Mann in seiner Kraft, so die Frau. (Wie so ganz anders, und wie herrlich kräftig sind daneben zum Beispiel die Photographieen der Gertrud Ederle, in ihren einfachen und großen Bewegungen.) Auch die Geschlechtlichkeit des Labanmenschen ist in wunderbar zeitlose und ideale Sphären hinaufgeschraubt. Aber man muß schon sagen, daß eigentlich die Nacktheit, die ordentlich Farbe bekennt, einem doch lieber ist.

Die Artikel der Labanjünger sind zu meist in ähnlichem Stil gehalten. Eine Ausnahme bildet der Bericht, den Jenny Gertz von ihrem Unterricht in der Volksschule gibt, in der sie die Kinder tanzen läßt. Aus diesem so sehr lebendigen und guten Bericht geht hervor, welch außerordentlich großen pädagogischen Wert die Methode Labans haben kann. Er selbst legt ja auch viel Gewicht auf seine Laienbewegungschöre. und er sieht ihre Aufgabe in der Lösung unseres Bewegungssinns, der seit Jahrhunderten nicht zur Entfaltung gekommen ist. Gerade diese Lösung scheint Jenny Gertz ausgezeichnet in ihrer Schule erreicht zu haben. Jedes der Kinder tut offenbar mit großer Freude seinen Teil und dabei mit guter Unterstellung unter ein Gemeinsames. Wenn man nur die Einstellung auf Kunst davon fernhalten könnte, andernfalls es nichts wäre als eine Schule zum Dilettantismus. Und so beglückend und fördernd auch Dilettantismus für sich sein kann, so ruinierend ist er, wenn er Kunst zu machen glaubt. Dann will er immer, das ist charakteristisch für ihn, nur große Kunst machen.

Laban ist auch nicht frei davon in allem, was er macht, wenn man schon seinen Ideen eine wirkliche Größe zusprechen muß und auch die Gradheit und Verwe seines Wegs bewundert. Sehr gut sind zum Beispiel seine Ideen zur Tanzbühne, die er sich nicht zweidimensional wie die Theaterbühne sondern amphitheatralisch denkt. Vor allem wesentlich sind seine Ideen von der Gestaltung des Raums durch die Bewegung. Aber sie sind merkwürdig hineingeschnitten in unsere Welt. Die Einzeltänze, die für unsere Zeit charakteristisch sind, bleiben fast alle auf einen Platz eingeeengt und entfallen dafür auf diesem kleinen Raum ein Äußerstes von Bewegtheit. Der Raum Labans ist aber frei und eigentlich leer und wird erst durch die Bewegung des Tänzers in Bewegung gesetzt und gestaltet. So sind seine Ideen mehr ins Griechentum gehörig, und man möchte gern eine Aischylosaufführung mit Labanchören sehen, aber eben mehr Kunstgeschichte als Gegenwart.

Laban hat sich auch daran gegeben eine Bewegungsschrift zu ersinnen, und er legt sie in seinem Buch *Choreographie/Jena, Eugen Diederichs/* uns dar. Aber er hat diese ohnehin überaus schwierige Materie unnütz noch schwerer gemacht als es nötig wäre. Es scheint, als wenn er nicht bloß die ersten notwendigen Hilfsmittel für eine eventuelle Reproduktion eines Tanzes hat geben wollen, sondern als wenn seine Schrift als eine möglichst restlose Wiedergabe der ganzen Bewegungsfolge eines Tanzes mit allen Intensitätsnuancen und allem sonst, was dazu gehört, gemeint wäre. Er tadelt zum Beispiel die choreographischen Notierungen des alten Balletts, die einzelne Punkte angeben statt der Bewegungsskala, die er wiederzugeben jetzt erreicht habe. Nun ist aber einmal die Aufgabe, die Laban sich da gestellt hat, an und für sich so ungeheuer kompliziert, daß man kaum erwarten kann, eine solche Schrift könne überhaupt ein Allgemeingut werden. Dann aber will es einem nicht in den Kopf, warum man nicht die Schrift vorerst auf die einfachsten Merkszeichen beschränkt und alle weiteren Nuancierungen der Zukunft überläßt. Man denke, wie primitiv früher die musikalische Notenschrift war, wie noch zu Bachs Zeiten der Baß nur beziffert und dem Spieler zur freien Handhabe überlassen war. So sollte es auch hier sein. Die Tanzkunst ist so stark in der Entwicklung begriffen, daß jeder gern sein Recht auf eigene Mitgestaltung bei der Übertragung anerkannt sähe.

Laban hat die gute Idee sich um den einzelnen Tänzer herum ein Ikosaeder zu konstruieren. Die darauf bezeichneten Punkte müßten genügen, um die Verschiebung der Glieder zu bezeichnen. Wenn dann noch als eine Art Baßnote die Verschiebung im Raum aufgeschrieben werden könnte, müßte, denkt man, das Ganze eines Tanzes schon gegeben sein.

Totenliste

Am 23. August starb in New York an einer Magen- und Blinddarmoperation *Rudolf Valentino*, wenig mehr als 30 Jahre alt.

Die Laufbahn dieses »ganz Großen im Reiche des Films«, wie die Lichtbildbühne ihn nannte, war ebenso kurz wie sensationell. Er war als Gärtnerbursche aus Italien nach Amerika gewandert, begann als Tänzer in einem Cabaret, etablierte sich als Tangoprofessor, wozu ihn seine Figur prädestinierte, wurde arbeitslos, als der Tango aus der Mode kam, war dann Aushilfskellner in einem eleganten Lokal Californiens, wo ihn ein Filmregisseur entdeckte. Nach seinem ersten Auftreten in dem Film *Der Scheich* kam der Weltruhm. Er wird zum schönsten Mann der Welt proklamiert, kann sich vor Eheanträgen nicht retten. Er selbst ist der Ansicht, daß die Liebe der Hunderttausende nicht seiner Person gelte sondern eine Art Suggestion sei, die in eine psychische Epidemie ausarte. Gerade als die ersten Valentino-filme auch nach Europa dringen, als sie in Berlin zu sehen sind, stirbt er. Die Trauerfeier für diesen italienischen Vertreter amerikanischer Filmkunst war ein nationales Ereignis Amerikas. Der Verkehr der Weltstadt New York wurde durch die riesigen Menschenmassen, die daran teilnahmen, stillgelegt.

Kurze Chronik

Vom 27. September bis zum 2. Oktober wurde der auf die Initiative der Kunst-

sektion des Völkerbunds einberufene 1. *Internationale Filmkongreß* in Paris abgehalten. Die Amerikaner hatten abgesetzt. Das Charakteristikum des Kongresses war die enge und freundschaftliche Zusammenarbeit Deutschlands und Frankreichs. Der deutsche Delegierte Bausback sprach als erster über die internationale Verständigung. Der Direktor des Internationalen Arbeitsamts, Albert Thomas, feierte in einer begeisterten Rede den Film als Erlöser des Volkes von Not, Sorge, Plage und Krieg. Der Erfinder der Kinematographie, Lumière, wurde durch besondere Ovationen gefeiert. Eine Resolution gegen völker-

verhetzende Filme wurde angenommen, ein Versuch sie einzuschränken unter stürmischem Beifall abgelehnt. Es wurde ferner die Befreiung des Films von jedem Ausnahmegesetz verlangt. Der nächste Kongreß wird, wie einstimmig beschlossen wurde (und auch das zeigte den Geist der Tagung), in Berlin stattfinden.

◊ Der in dieser Rundschau (in diesem Band Seite 503) besprochene deutsche *Silhouettenfilm* *Die Geschichte des Prinzen Achmed* wurde in Paris, in der Comédie des Champs-Élysées, mit sehr großem Erfolg aufgeführt. Für die Premiere war ein besonderes Ehrenkomitee unter dem Vorsitz des Marschalls Lyautey gebildet worden, dem unter anderen Paul Valéry und Claude Farrère angehörten. Der Reingewinn wurde der Sammlung zur Stützung des Franc überwiesen. ◊ In einer Tanzmatinee der Berliner Volksbühne wurde von Rudolf von Laban *Glücks Don Juan* aufgeführt: ein Versuch eine Schöpfung, die im Rokoko wurzelt, in einen andern Stil zu übertragen. ◊ Mitte August fand in Genf im Institut Jacques-Dalcroze der 1. *Internationale Kongreß für Rhythmik* statt. Es wurde über Wesen und Bedeutung der Rhythmik in Kunst und Leben gesprochen; dazu kamen rhythmisch-musikalische Veranstaltungen. ◊ Der Sport gehört, als unschöpferische Übung, zwar nicht in eine Kunstrundschau. Da sein Bewegungsmaterial aber zum Teil auch das der Bewegungskunst ist, so sind tatsächliche Mitteilungen über ihn auch in dieser Rundschau angebracht. Eine Zusammenstellung der europäischen *Fußballwettkämpfe* ergab, daß im 1. Halbjahr 1926 insgesamt 37 Länderspiele ausgetragen worden sind, von denen 30 durch einen Sieg beendet wurden und 7 unentschieden blieben. Die Führung hat Frankreich mit 9 Punkten; ihm folgen Italien mit 7 und Österreich mit 6 Punkten. Doch ist Österreich das einzige Land, das alle Kämpfe siegreich beenden konnte. ◊ In Wien wurde an den Höheren Mädchenschulen als obligatorisches *Unterrichtsfach* Bewegung (Tanzen, Schwimmen, Skilaufen) eingeführt.

Literatur

Das Buch *John Schikowskis* *Geschichte des Tanzes* (Berlin, Büchergilde Gutenberg) bringt eine zusammenfassende Kunstgeschichte des Tanzes. Es ist erstaunlich, wie lebendig Schikowski diese so schwer zu behandelnde Materie gestaltet, und welch eine Menge interessanter Materials er zusammengebracht hat. Dieser historische Teil ist der interessan-

teste am Buch. Der Verfasser scheint ihn freilich mehr als eine Illustrierung seiner Idee anzusehen, daß der Tanz seinen ursprünglichen Sinn wieder verstehen soll. Das Wesen des Tanzes ist nach Schikowski eine ganz unmittelbare körperliche Entladung seelischer Spannungen, so daß der Tanz oder besser der Rhythmus als die Brücke von Körper und Seele angesehen wird. Zu dieser ursprünglichen Wurzelhaftigkeit will Schikowski den Tanz wieder zurückführen, und die Erfüllung dessen sind ihm Rudolf von Laban und Mary Wigman, Laban mehr im Theoretischen, Wigman im wirklich künstlerischen Sinn. Daß der Rhythmus aus den tiefsten Wurzeln der Natur überhaupt herauswächst, ist nicht zu bezweifeln. Aber man fühlt diese direkten Zusammenhänge nur selten, soll sie auch nur selten fühlen. Ich hätte eine sehr starke Scheu diese Grundzusammenhänge bewußt pflegen zu wollen, finde es, im Gegenteil, durchaus gesund, wenn der primäre Trieb erst in den Ausläuferformen uns bewußt wird, in den Formen, wie sie die verschiedenen Zeiten und die verschiedenen Bedingungen ergeben. So ist auch die Polemik Schikowskis gegen das Ballett ganz und gar nicht berechtigt. Solange noch Saft in einer Kunst liegt, der weiter arbeiten kann und weiter treibt, so lange ist eine Kunst nicht tot. Gewiß ist die Verbindung zur Wurzel nicht in allen Zeiten gleich, und der Drang die Tradition abzuschneiden, um einen neuen Anfang machen zu können, ist durchaus richtig. Nur ist, wie gesagt, diese Wurzelhaftigkeit als Prinzip zu fürchten. So grandios zum Beispiel Wigman selbst mit ihrer Kunst, so gefährlich die Idee Wigman. Übrigens hat Schikowski auch mit der Behauptung nicht recht, daß das Ballett nie volkstümlich war. Das Volk waren doch ehemals die Bürger, und deren Geistes- und Gefühlswelt war sicher die des Balletts. Was Schikowski von den damaligen Allegorien erzählt, besonders aus der Barockzeit, zeigt, wie fabelhaft ähnlich sie denen der neuen russischen Kunst sind, so ganz auf den geistigen Gehalt gestellt, fast rationalistisch klar; nur das einmal mit groben Holzschnittlinien, das anderemal mit den Kurven etwa des damaligen Kupferstichs. Noch etwas; Schikowski spricht von der Unzüchtigkeit der afrikanischen und australischen Liebestänze. Warum sagt er nicht: für uns? Gerade im moralischen Empfinden und gerade noch auf diesem Gebiet scheint kein Land das andere Land zu verstehen und keine Zeit die andere.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Benzinsynthese Bei dem ungeheuren Verbrauch an Benzin für Automobil- und Flugzeugmotoren ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, da die natürlichen Vorkommen völlig erschöpft sein werden. Dieser Zeitpunkt kann zwar noch etwas hinausgeschoben werden, wenn die höheren Kohlenwasserstoffe der Erdöle zersprengt werden, was technisch nicht sehr schwierig durchzuführen ist. Im Grunde hieße das aber nur eine Galgenfrist gewinnen, da ja die gesamten Erdölvorräte auch nicht unerschöpflich sind. Eine wirkliche Lösung der überaus brennenden Frage kann nur durch synthetischen Aufbau des Benzins aus seinen Elementen Kohlenstoff und Wasserstoff herbeigeführt werden. An dieser Stelle sind die in Betracht kommenden Methoden des synthetischen Aufbaus von Benzin wiederholt behandelt worden, zuletzt noch das interessante Berginverfahren, bei dem fein verteilte Kohle mit Wasserstoff unter hohen Temperaturen und hohem Druck zu direkter Verbindung gezwungen wird (siehe diese Rundschau, in diesem Band Seite 432 und folgende). Das Berginverfahren liefert aber eine ganze Reihe von Kohlenwasserstoffen der Paraffin-Gruppe, in der die leichteren wie das besonders wertvolle Benzin in verhältnismäßig nur geringen Mengen vorkommen. Es dürfte zwar Bergius noch gelingen sein Verfahren weiter so zu entwickeln, daß er jeden gewünschten Kohlenwasserstoff direkt aufzubauen vermag. Bis zur Lösung dieser Aufgabe haben aber natürlich auch diejenigen Verfahren eine hohe Bedeutung, bei denen ein indirekter Weg eingeschlagen wird, sofern er nur größere Mengen von Benzin liefert. Alle diese Verfahren gehen von den Sauerstoffverbindungen des Kohlenstoffs, insbesondere dem Kohlenoxyd aus, wie es in dem sogenannten Wassergas enthalten ist. Wassergas, im wesentlichen ein Gemenge aus Kohlenoxyd, Wasserstoff und einem geringen Anteil von Kohlendioxyd, ist überaus einfach zu erzeugen. Man braucht hierzu nur Wasserdampf und Luft in passenden Verhältnissen über glühende Kohle zu leiten. Zweckmäßig wird der Fabrikationsgang so geleitet, daß man zunächst bei niederen Temperaturen die Rohkohle (Steinkohle, Braunkohle, Ölschiefer und selbst Torf) erhitzt, um die wertvollen, in ihr enthaltenen Kohlenstoffverbindungen zu

gewinnen, und erst dann den zurückgebliebenen Koks vollständig zu Wassergas verarbeitet. Das Wassergas ist nun der Ausgangsstoff für die Erzeugung künstlichen Benzins. Das Verfahren selbst besteht dann im wesentlichen nur in der Erhitzung des Wassergases unter hohem Druck, unter Mitwirkung eines geeigneten Katalysators. Je nach der Wahl dieses und der Leitung von Druck und Temperatur vermag man dann aus dem Wassergas mannigfaltige Kohlenwasserstoffe wie auch Kohlehydrate (Alkohole, Aldehyde usw.) zu erzeugen. Besonders wichtig ist die Wahl des geeigneten Katalysators, um den chemischen Reaktionsprozeß in eine gewünschte Richtung zu leiten, das heißt um ein bestimmtes Produkt zu erhalten. Als Katalysatoren kommen verschiedene Metalle, Metalloxyde und Mischungen dieser in Betracht. Da die Wahl des geeignetsten Katalysators von entscheidender Bedeutung für das Endergebnis ist, so wird von den chemischen Fabriken ängstlich auf Geheimhaltung geachtet. Die Badische Anilin- und Sodafabrik, die das Arbeiten mit Katalysatoren zu großer Vollkommenheit ausgebildet hat, vermag nun bei Drucken von etwa 100 Atmosphären und zirka 400° Celsius nach Wunsch im wesentlichen Methylalkohol oder Benzin zu erzeugen. Der künstliche Methylalkohol kommt unter dem Namen Methanol bereits auf den Markt, und wir werden, bei der Energie, mit der von der Badischen Anilin- und Sodafabrik alle chemischen Probleme angefaßt werden, auch auf das künstliche Benzin nicht mehr lange zu warten haben.

Inzwischen ist auch von *Franz Fischer*, dem verdienstvollen Leiter des Mühlheimer Kohlenforschungsinstituts, dem wir unter anderm auch den Urteer zu verdanken haben, an dem von ihm längst angegriffenen Problem der künstlichen Erzeugung von Erdölen aller Art intensiv weiter gearbeitet worden. Ursprünglich arbeitete auch er mit hohen Drucken und beträchtlichen Temperaturen. Bereits früher ist das von ihm erzeugte Synthol, hauptsächlich ein Gemisch verschiedener Alkohole, und das Synthin, ein Benzin, an dieser Stelle erwähnt worden. Neuerdings hat aber Fischer die Anwendung hoher Drucke verlassen und hat auch die Reaktionstemperaturen erheblich herabgesetzt. Lediglich auf die Katalysatoren hat er sein besonderes Augenmerk gelenkt. Er wandte hauptsächlich Chromoxyd und Kobaltoxyd an. Zunächst verliefen seine Bemühungen er-

folglos, da er im wesentlichen nur Methan, das bekannte Grubengas, erhielt. Neuerdings ist es ihm aber gelungen auch wirkliches Benzin von 0,67 spezifischem Gewicht auf dem von ihm eingeschlagenen Weg zu gewinnen. Nach einer Mitteilung Carl Oppenheimers ist das neue Fischersche Verfahren der Erzeugung künstlichen Benzins bereits spruchreif, so daß die Automobil- und Flugzeugtechnik nicht mehr ängstlich in die Zukunft zu blicken braucht.

Karburitverfahren Manche Brennstoffe, wie lignitartige Braunkohle, Torf, Holz usw., sind für die Metallverarbeitung, Kesselheizung und anderes mehr schlecht verwertbar, weil ihre Verbrennungstemperatur zu niedrig ist. Durch ihre Verschmelzung und schließliche Vergasung können allerdings immer noch wertvoller Teer und andere Kohlenwasserstoffe sowie ein Gas von nicht unbeträchtlichem Heizwert gewonnen werden; oft muß aber der Hauptnachdruck auf die Verwendungsmöglichkeit eines nicht zerfallenden festen Brennstoffs gelegt werden. Es ist nun in der letzten Zeit eine ganze Reihe von Verfahren ausgearbeitet worden, die zur Veredelung minderwertiger Brennstoffe führen; sie kommen unter dem Namen Bertzit, Karbozit, Karburit und Kaumazit in den Handel. Vor allem hat das Karburitverfahren Bedeutung. Die Veredelung besteht im allgemeinen darin, daß vor allem das mechanisch gebundene Wasser und die übrigen flüssigen oder gasförmigen Ballaststoffe durch Erwärmung entfernt werden. Die Temperaturen müssen hierbei so geleitet werden, daß zwar Kohlendioxyd, Stickstoff und Wasserdampf ausgetrieben werden, aber noch keine eigentliche Entgasung der Brennstoffe stattfindet, die in dem Rohmaterial enthaltenen bituminösen Stoffe also dem Endprodukt möglichst erhalten bleiben. Ein zu rasches Austreiben der gasförmigen Stoffe und des Wasserdampfs muß überdies auch noch deshalb vermieden werden, damit eine Zersprengung des Rohstoffs und die Bildung von Grus verhindert wird. Bei dem Karburitverfahren wird nun nach Möglichkeit eine Temperatur von 250° im Innern des Schachtofens innegehalten, in dem die Veredelung des Brennstoffs vor sich geht. Hierbei läßt es sich nicht vermeiden, daß in den Außenteilen höhere Temperaturen auftreten, die dort zu einer teilweisen Verschmelzung des Brennstoffs und zur Bildung von Teerdämpfen führen. Diese Dämpfe werden abgesaugt und auf

Leichtöl und Teer verarbeitet, während die übrigen brennbaren zur Beheizung des Schachtofens mit verwandt werden. Bevor die teilweise Entgasung eintritt, wird jedoch die Beschickung durch vorsichtige Erhitzung, die stufenweise vor sich geht, vom Wassergehalt befreit. Es treten hierbei keine nennenswerten Dampfspannungen auf, die sonst zur Zerspaltung der eingeführten Brennstoffstücke und zur Grusbildung führen würden. Um im kontinuierlichen Verfahren arbeiten zu können, sind immer je 2 Trockner und 2 Schachtofen zusammengebaut. Die für die teilweise Entgasung nach erfolgter Trocknung angewandten Temperaturen richten sich natürlich nach der chemischen Beschaffenheit des rohen Brennstoffs. Nach Beendigung der Zersetzung hat der Brennstoff im Karburitofen durch Abgabe seiner Ballaststoffe einen beträchtlichen Heizwert erreicht, der das Karburit unmittelbar konkurrenzfähig mit Steinkohlenskokk macht. So liefert Eichenholz einen Karburitkokk von rund 7500 Kalorien, Torf einen solchen von zirka 7800 Kalorien, Ligurit vom Westerwald einen Kokk von zirka 6800 Kalorien, mitteldeutsche Braunkohle mit einem ursprünglichen Wassergehalt von 55,6 % gibt einen Karburitkokk von rund 7075 Kalorien. Hierbei stellt sich der Preis für 1 Tonne Karburit auf 17 bis 23 Reichsmark, für 1 Tonne Karburitkokk auf 20 bis 27 Reichsmark. Der Karburit kann also auch in dieser Beziehung mit der Steinkohle in Wettbewerb treten.

Aktive Kohle Es ist bekannt, daß bestimmte Kohlensorten, wie Knochenkohle, Blut- und Tierkohle, aber auch Holzkohle, auf gewisse Stoffe eine stark absorbierende Wirkung ausüben. Farbige Lösungen werden durch solche Kohlen entfärbt, indem sich der Farbstoff an die Kohle anlagert. In großem Umfang wird deshalb Knochen- oder Blutkohle zur Entfärbung der braunen Rohzuckerlösungen benutzt. Ferner bewirken derartige Kohlen die Anlagerung von verflüchtigen Dämpfen, so daß beispielsweise durch Kohlenfilter Benzol aus dem Steinkohlengas herausgezogen werden kann. *Wolf Müller /Leverkusen/* hat nun gezeigt, daß die bisher in der Technik angewandten Kohlensorten durch Einwirkung hochgespannten Wasserdampfs oder bestimmter Gase sehr stark aktiviert werden können, und daß man auch hoch aktive Kohle durch Erhitzung eines Gemisches von Sägespänen und Zinkchloridlösung

auf 400° zu gewinnen vermag. Das Zinkchlorid wird nach Beendigung des Aktivierungsprozesses aus der aktiven Kohle wieder herausgewaschen und kann wiederholt verwandt werden. Diese künstlichen, aktiven Kohlen, die unter dem Namen Carboraffin, Norit, Darko usw. in den Handel kommen, stellen sehr lockere schwarze Pulver dar, die, trotz ihrem relativ hohen Preis, in der chemischen Industrie bereits jetzt eine nicht unbeträchtliche Rolle spielen. Während des Krieges hatte man sich der aktiven Kohle mit Erfolg bedient, um Alkohol und Äther aus den Abgasen von Pulverfabriken, Benzol aus Leuchtgas und auch Gasolin aus Erdgas zu extrahieren.

Photoelektrische Zelle Die Entdeckung Wilhelm Hallwachs', daß eine von Licht bestrahlte Metallfläche Elektronen aussendet, ist von Elster und Geitel zur Konstruktion ihrer photoelektrischen Zelle benutzt worden. Diese besteht aus einem stark evakuierten Glasgefäß, dessen eine Wandung mit einem Belag von Kalium, Rubidium oder ähnlichem versehen ist. Der Belag steht in stromleitender Verbindung mit einer durch das Glasgefäß hindurchgeführten Elektrode. Eine andere Elektrode ist gleichfalls durch das Glasgefäß hindurchgeführt und leitet zu einem Metallring, der dem Kalium- (Rubidium-) belag gegenübersteht, aber von ihm elektrisch isoliert ist. Legt man nun an die Elektroden eine Spannung an, so geht durch die Zelle kein Strom hindurch, solange kein Licht auf sie fällt, dagegen läuft sofort ein Strom durch sie, sowie die Kaliumschicht belichtet wird, und zwar ist die Stromstärke innerhalb gewisser Grenzen nahezu proportional der auffallenden Lichtstärke. Die durch die Zelle laufenden Ströme sind sehr schwach, können aber vermittelst der heute allbekannteren Elektronenröhren verstärkt werden. In dieser Kombination wird die Photozelle bereits vielfach in der Technik angewandt. Sie dient hier als elektrisches Relais von verschwindender Trägheit, da die Reaktionszeit der Zelle in der Größenordnung von $\frac{1}{10.000}$ bis $\frac{1}{100.000}$ Sekunde liegt. Sie wird beispielsweise in der Photometrie zum Sortieren von Glühlampen benutzt. Ferner, in Verbindung mit der Karoluszelle, bei der drahtlosen Bildübertragung nach dem System Telefunken. Endlich als Ersatz der lichtempfindlichen Selenzellen zur Verwirklichung des sprechenden Films. Das Anwendungsgebiet der Photozelle ist nun neuerdings durch eine sehr glück-

liche Konstruktion des russischen Physikers *Wassilij Zworykin* beträchtlich erweitert worden. *Zworykin* kombiniert die photoelektrische Zelle unmittelbar mit der Elektronenröhre, indem beide in dem gleichen Glasgefäß untergebracht werden. Die neue Zelle weist einen Glühfaden als Kathode, ein Gitter (eventuell ein Doppelgitter) und eine Anode auf. Das Gitter ist sodann mit der lichtempfindlichen Schicht leitend verbunden, und an der Anode liegt der Sammelring an, der der lichtempfindlichen Schicht gegenübersteht, die übrigens gegen die Kathode der Elektronenröhre abgeschirmt ist. Das Gitter der Elektronenröhre erhält eine so starke negative Vorspannung, daß kein Elektronenstrom zwischen Kathode und Anode zustande kommt. Wird aber die lichtempfindliche Schicht der Photozelle belichtet, so wandern Elektronen nach dem mit der Anode verbundenen Sammelring, und damit werden zugleich dem mit der lichtempfindlichen Schicht verbundenen Gitter Elektronen entzogen, so daß es einen Strom von der Kathode zur Anode durchläßt. Die Stärke des Anodenstroms hängt von der Intensität der Belichtung ab. Bei der praktischen Anwendung wird die Photozelle dauernd durch einen kleinen Scheinwerfer belichtet. Es fließt also dauernd ein konstanter Anodenstrom, der ein Ruhestromrelais betätigt. Wird aber der Lichtstrahl durch eine Rauchwolke, Nebel oder sonstwie teilweise abgeblendet, so schwächt sich entsprechend der Anodenstrom, und das Ruhestromrelais läßt seinen Anker los, der dann in der üblichen Weise einen Anlasser oder dergleichen betätigt. Nach diesem Prinzip können also beliebige, durch Elektromotoren angetriebene Maschinen auf große Entfernungen durch einen Lichtstrahl angelassen und durch seine Abschattung wieder stillgesetzt werden. Sehr einfach ist die Verwendung der *Zworykinzelle* als Rauchmelder in unbewachten Gebäuden. Die geringste Rauchentwicklung bei einer ausbrechenden Feuersbrunst betätigt die Zelle, die eine Alarmglocke oder eine Regenvorrichtung automatisch in Tätigkeit setzt. Ebenso kann die Zelle zur automatischen Betätigung von Nebelhörnern in Leuchttürmen benutzt werden.

Kesselschäden Risse an den Nietnähten von Dampfkesseln kommen recht häufig vor und können unter Umständen zu folgenschweren Explosionen führen. Während man aber in Deutschland ihr Entstehen schlechten

Baustoffen oder mangelhafter Ausführung zuschreibt, haben amerikanische Forscher, vor allem die Professoren *Parr*, *Williams* und *Homerberg*, durch eingehende Untersuchungen festgestellt, daß einen nicht unwesentlichen Anteil an der Bildung von Nietnahtrissen ungeeignetes, insbesondere alkalisches Speisewasser hat. Nach den Untersuchungen *Parrs* zeigten sich immer nur unter dem Wasserspiegel die erwähnten, allmählich fortschreitenden Risse, und zugleich konnte eine auffallende Blechsprödigkeit nachgewiesen werden. *Parr* hat daraufhin systematische Versuche mit heißer Natronlauge angestellt, um die Ursachen dieser Risse zu ermitteln. Er gelangt zu den folgenden Erklärungen: 1. Bei gewissen Speisewässern bildet sich im Kessel Natronlauge. Findet diese Gelegenheit sich an einigen Stellen genügend anzureichern und auf die Kesselbleche einzuwirken, so entwickelt sich Wasserstoff, der in statu nascendi von dem Blech aufgenommen wird und sogenannte Wasserstoffsprödigkeit hervorruft. 2. Die Alkalien dringen in das Blech ein und fressen den interkristallinen Zement heraus. 3. Die Natronlauge verursacht eine Kristallisation, indem kleine Kristalle im Eisenblech zu größeren zusammenwachsen. Die erste Erklärung hält *Parr* für die wahrscheinlichste. *Williams* und *Homerberg* haben die Untersuchungen *Parrs* weiter fortgeführt und stellten folgende Theorie auf: Beim Erstarren geschmolzenen Stahls werden seine Verunreinigungen nach dem Umfang der Stahlkörner getrieben; dadurch lagern sich Eisenoxyde und Sulfide an Orten ab, wo ihre Zerstörung oder Entfernung besonders nachteilig wird. Bei der Beanspruchung des Eisens auf Zug entstehen kapillare Risse zwischen dem Eisen und seinen Einschlüssen, in die der durch die Einwirkung von Natronlauge auf das Eisen gebildete Wasserstoff eindringen und die sehr fein verteilten Schlackeneinschlüsse zerstören kann. Die Oxyde werden reduziert, die Sulfide gelöst. Bei der Reduktion bildet sich unter Volumenzunahme Wasser, das die Stahlkörner auseinanderzutreiben trachtet. Besonders verhängnisvoll sind überlappte Längsnietnähte, die wegen ihrer Herstellungsart und der geringen Möglichkeit die bei ihrer Herstellung begangenen Fehler zu entdecken, von vornherein eine schwache Seite der Dampfkessel und dem Angriff mangelhaften alkalischen Speisewassers am ehesten ausgesetzt sind. Bei größeren Kesseln, die

einen Druck von mehr als 8 Atmosphären auszuhalten haben, sind überlappte Längsnähte in Amerika unzulässig. Um der Entwicklung von Wasserstoff vorzubeugen, wird der Zusatz von Natriumbichromat oder Magnesiumsulfat zum Speisewasser empfohlen. Friedrich Münzger, der über alle diese Untersuchungen auf der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Augsburg 1925 berichtete, fordert, daß überlappte Längsnähte bei größeren Dampfkesseln auch in Deutschland verboten werden sollten.

Kurze Chronik Aus Reichsgerichtsentscheidungen von 1880 grub die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure eine Definition des Begriffs Eisenbahn aus, die in ihrer klassischen Einfachheit und Klarheit würdig ist der Nachwelt erhalten zu werden. Danach ist die Eisenbahn »ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz, Konstruktion und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu ermöglichen bestimmt ist, und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, tierischer, menschlicher Muskelätigkeit, bei geneigter Ebene der Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und der Ladung usw.) bei dem Betriebe des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige (je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche, oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende) Wirkung zu erzeugen fähig ist«. \diamond Die *niedrigste Temperatur*, die bisher erreicht wurde, beträgt $3,2^{\circ}$ absolut, liegt also nur noch sehr wenig oberhalb des absoluten Nullpunkts von -273° Celsius. Sie wurde bei Versuchen zur Verdichtung des Heliums von dem Leydener Professor W. H. Keesom gefunden. Bei einem Druck von 86 Atmosphären wurde das Helium hierbei fest; der Verfestigungsdruck bei 0° absoluter Temperatur würde nur 16 Atmosphären betragen. \diamond Dem bekannten Physiker Coolidge von der General Electric Company zu Schenectady ist es gelungen aus einem Fenster einer Röntgenröhre unter Zuhilfenahme einer Spannung von 200 000 Volt *Kathodenstrahlen* bis auf $\frac{1}{2}$ Meter in die freie Luft hinaus-

zusenden. Diese Strahlen sind außerordentlich wirkungsvoll. Sie vernichten lebendes Gewebe, Bakterien und deren Sporen usw., rufen ähnlich der Radiumemanation prachtvolle Phosphoreszenz- und Lumineszenzerscheinungen hervor und wirken in der freien Luft analog dem Elektronenbombardement im Vakuum. \diamond Die Great Southern Eisenbahn in England hat ein maschinelles Verfahren zur Verlegung von Schienengleisen ausgearbeitet. Die bereits mit Schwellen versehenen Gleise in Schienenlängen werden, auf Plattformwagen aufgestapelt, zur Verwendungsstelle gefahren und mit Hilfe eines Krans der Verlegemaschine zugeführt, die selbst wieder am Ende eines Sachsischen Plattformwagens angeordnet ist. Diese Maschine legt die Gleisstücke auf den beschotterten Unterbau, wo sie mit den bereits verlegten Schienen verlascht werden. Die Maschine kann dann gleich auf den neuverlegten Schienen weiterfahren und einen neuen Gleisabschnitt auslegen und so fort. Das Verfahren eignet sich besonders zum *Auswechselln von Gleisen* in kurzen Betriebspausen. \diamond Zur *Verhinderung von Schlagwetterkatastrophen* im Ruhrgebiet wird neuerdings empfohlen die über den Fettkohlen lagernde gasundurchlässige Mergelschicht an mehreren Stellen zu durchbohren und die Flöze sich so entgasen zu lassen. \diamond In den Vereinigten Staaten von Amerika übersteigt die den verarbeitenden Industrien, dem Bergbau, der Landwirtschaft und den Eisenbahnen zur Verfügung stehende *Energie* 150 Millionen Pferdestärken. \diamond Das Zwickauer Gaswerk versorgt durch *Ferndruckgasleitungen* von insgesamt 45 Kilometer eine größere Anzahl von Nachbarorten mit insgesamt 170 000 Einwohnern. Die Gasabgabe beträgt 3 Millionen Kubikmeter jährlich. \diamond Anfang dieses Jahres wurde die große *Sennarstaumauer* am Blauen Nil fertig, die der Regelung der Flutwasser des Nils und der Speisung der großen Bewässerungsanlage bei El Gezire dient. Die Mauer ist 3025 Meter lang, ihre größte Höhe beträgt 39,5 Meter über der Gründung, der Rauminhalt übersteigt 42 000 Kubikmeter. In der Mitte weist die Mauer 80 Schützen auf. Zusammen mit 40 Überlaufschützen vermögen die Schleusen 420 Kubikmeter Wasser in der Sekunde durchzulassen. Die größte bisher festgestellte Flutmenge von 280 Kubikmeter in der Sekunde kann also leicht aufgenommen werden. Die Staumauer dient gleichzeitig als Eisenbahnbrücke. \diamond Die Welterzeugung von *Kunstseide*

betrug im Jahr 1925 rund 90 000 Tonnen. ◊ Die bekannten *Holzschrauben* werden meist durch Fräsen oder Schneiden hergestellt, wobei ein sehr beträchtlicher Verlust durch Spanabfälle entsteht. Bei dem überaus großen Verbrauch an Holzschrauben, wie ihn vor allem die Eisenbahnen zur Befestigung der Schienen an die Schwellen haben, strebte man schon lange danach diese Schrauben ohne Materialverlust herstellen zu können. Es wird dies durch Walzen der erhitzten Schraubenbolzen für alle Stärken von 13 Millimeter Durchmesser aufwärts möglich gemacht. Es werden hierzu 3 unter 120° gegen einander gelagerte Walzen von gleichem Durchmesser (65 bis 75 Millimeter) benutzt. Der Walzvorgang vollzieht sich halbautomatisch, so daß in einer Stunde 1000 Stück Schrauben von 20. 120 Millimeter hergestellt werden können. ◊ Von den deutschen Firmen, die seit Bestehen des Rundfunks *Rundfunkgeräte* bauten, haben bis Ende Juni 1926 90 % ihren Betrieb vollständig eingestellt.

Kolonisation / Herman Kranold

Niederländisch-indische Kautschukkultur Es ist bekannt, daß die Behörden Niederländisch Ostindiens die künstliche Beschränkung der Kautschukerzeugung, wie sie auf Grund der Vorschläge des jetzt verstorbenen Lord Stevenson in British Hinterindien durchgeführt wurde, nicht mitgemacht haben. Die Folge war, daß die erhebliche Steigerung des Kautschukpreises (vorübergehend bis zum Sechsfachen seiner Höhe vor dem Inkrafttreten des Stevensongesetzes) den Kautschukpflanzungen in Niederländisch Indien bei unverminderter Produktion voll zugute kam. Die mit Kautschukbäumen bepflanzte Fläche in diesen Gebieten umfaßt rund 400 000 Hektar mit einem Anlagekapital von rund 750 Millionen Mark, und die Kautschukausfuhr erreichte im Jahr 1924 etwa 160 000 Tonnen im Wert von 1600 Millionen Mark, so daß der Wert der Jahresproduktion etwa der doppelte Betrag des Anlagekapitals ist. Für das Jahr 1925 mit seinen enormen Kautschukpreisen berechnet sich der Geschäftsgewinn der Pflanzungen auf etwa 275 Millionen Mark, von dem allerdings ein nicht unerheblicher Teil in Gestalt von Steuern für die holländische Kolonialverwaltung abgeht.

Nach der Schätzung des Gouvernements in Batavia sind die Gummipflanzungen heute 479 Millionen holländische Gulden wert. Unter den Eigentümern stehen Eng-

länder mit 194 Millionen Gulden an der Spitze, dann folgen Holländer mit 170, Belgier mit 28, Amerikaner mit 27 Millionen Gulden. Recht ansehnliche Gummipflanzungen gehören auch der eingeborenen Bevölkerung; deren Kapitalwert ist allerdings nicht näher bekannt. Immerhin wurde das Produkt im Jahr 1924 bereits auf 80 000 Tonnen, das heißt auf die Hälfte der gesamten Kautschukerzeugung dieses holländischen Kolonialgebiets, geschätzt. Es handelt sich allerdings nur um Ware 2. Qualität, und die Zunahme dieser, von Eingeborenen selbständig bewirtschafteten Fläche stockt, weil es an den geeigneten Menschen fehlt solche recht schwierige Kulturen zu betreiben. Bemerkenswert ist auch die bereits erkennbare Kapitalbeteiligung der Vereinigten Staaten. Dort ist man mit der Steigerung des Kautschukpreises durch die Maßnahmen des Stevensongesetzes sehr unzufrieden und hat daher allerlei Pläne erwogen, um sich von der englischen Preisdiktatur auf dem Kautschukmarkt unabhängig zu machen. Diese Pläne haben zu entscheidenden Maßnahmen noch nicht geführt. Doch zeigt die amerikanische Kapitalbeteiligung an der niederländisch-indischen Kautschukkultur, daß sie jedenfalls erwogen werden.

Britisch Ostafrika

Nach Mitteilungen des britischen Kolonialministers Amery ist die wirtschaftliche Lage in den Hauptgebieten des britischen Ostafrikas, Uganda und Kenya, nunmehr so, daß der von der Arbeiterregierung mit einem Aufwand von zunächst 70 Millionen Mark in die Wege geleitete Plan der Erweiterung des dortigen Eisenbahnnetzes in der von der Ormsby-Gore-Kommission empfohlenen Fassung mit einem Aufwand von 200 Millionen Mark wirtschaftlich gerechtfertigt und politisch hinreichend sicher erscheint. Der Betrag soll durch Anleihe des Landes unter Garantie der englischen Regierung aufgebracht und außer zu Eisenbahnbauten auch noch zum Ausbau der Häfen und zur Anlegung von Landstraßen verwendet werden. Die Finanzen haben sich sehr günstig entwickelt. In Kenya ergeben die Staatseinnahmen ohne Eisenbahnen nunmehr 50 Millionen Mark im Jahr und liefern einen beträchtlichen Überschub. In Uganda beträgt dieser Posten jetzt 26 Millionen. In beiden Gebieten haben die Eisenbahnen, die bereits im Betrieb sind, in diesem Jahr mehr als 40 Millionen Mark Einnahme zu erwarten, wovon 15 Millionen Mark Reingewinn sein dürften. Das frühere

Deutsch Ostafrika, nunmehr Tanganyika Territory genannt, hatte 1921-1922 noch 10 Millionen Mark Defizit, 1924-1925 dagegen bereits 4 Millionen Mark Überschub der Staatskasse und 40 Millionen Mark Bruttoeinnahmen der Eisenbahnen. Im ganzen scheint also in diesen Gegenden der schwere Rückschlag, den die Wirtschaft während des Krieges und in der ersten Zeit nachher erlitt, überwunden zu sein. Ja, man beginnt bereits die Vorkriegsverhältnisse zu überholen.

Totenliste Am 29. Januar starb im Alter von 82 Jahren der berühmte englische Reisende *Charles Montagu Doughty*, der Verfasser des Werks *Travels in Arabia Deserta*. Seine Reise fiel in die Jahre 1876 bis 1878. Sein Buch erschien im Jahr 1888; 1908 kam eine gekürzte Volksausgabe heraus. Die von ihm entdeckten Inschriften wurden von Renan unter dem Titel *Documents épigraphiques recueillis dans le Nord de l'Arabie /1884/* herausgegeben. Doughty war Ehrendoktor der Universitäten Oxford und Cambridge. Am 5. Februar starb *Sir George William Forrest* in Oxford, im Alter von 80 Jahren. Er war von 1872 an viele Jahre Leiter des Erziehungsamts in Bombay. Am 1. August starb in London *Israel Zangwill*, der sich um den Gedanken jüdischer Kolonisationsarbeit große Verdienste erworben hat. Seit 1903 setzte er sich für die Besiedelung Ugandas ein, wo die britische Regierung den Juden Kolonisationsgelegenheit bot: eine Wahl, die immerhin verständlich wird, wenn man bedenkt, wie gering zur Zeit der türkischen Herrschaft über Palästina die Aussichten waren dort eine jüdische Heimstätte schaffen zu können. Nachdem sich aber in dieser Frage die tatsächliche Entwicklung gegen ihn entschieden hatte, war er ein stiller Mann geworden. Zur Kenntnis von Uganda und Angola hat die Suche Zangwills und seiner Freunde nach einem jüdischen Kolonialgebiet Erhebliches beigetragen.

Kurze Chronik Am 1. Juli ist in London ein *Internationales Institut für afrikanische Sprachen und Kulturen* eröffnet worden. Sein Zweck ist Studium und tatkräftige Förderung der afrikanischen Eingeborenenkulturen. Die Neugründung ist auf die sich endlich durchringende Erkenntnis zurückzuführen, daß die Europäer keinen Anlaß haben auf die Kultur der "Primitiven" hochmütig herabzusehen, ihre kolonialisatorische Aufgabe vielmehr darin

bestehen muß unter Wahrung dieser Kultur die wirtschaftliche Produktivität der Kolonialvölker zu heben. Direktoren des neuen Instituts sind M. Delafosse von der Ecole des langues orientales vivantes in Paris und D. Westermann von der Universität Berlin. Vorsitzender des Verwaltungsrats ist Sir Frederick Lugard, früher Generalgouverneur Nigeriens. ◊ Die Pflanzler Argentiniens haben seit 1915 allmählich die früher dort angebauten, aus Jamaica und Batavia stammenden *Zuckerarten* fast vollständig durch javanische ersetzt, die widerstandsfähiger gegen Fröste und Pflanzenkrankheiten sind. ◊ In der *Vanilleproduktion* steht Frankreich mit nahezu 75 % der Weltproduktion obenan; 62 % der Gesamtproduktion, rund 500 000 Kilogramm, entfallen in den letzten 6 Jahren allein auf Madagascar und seine Nebengebiete. ◊ Dem Abgeordneten Gaston Bazile war von der Kommission für öffentliche Arbeiten der Handelskammer für Marokko die Prüfung des Vorschlags übertragen worden *Alkohol aus Agaven* herzustellen. Sein Gutachten fiel günstig aus. Danach können aus 1 Tonne Agavenblätter (deren Fasern natürlich nach wie vor zu anderen Erzeugnissen verwandt werden würden) 50 Liter Alkohol gewonnen werden. ◊ Seit dem 15. Juni besteht zwischen *Frankreich und Togo* eine direkte radiotelegraphische Verbindung.

Literatur Eine kurze Schrift des holländischen Professors *J. C. Kielstra* behandelt wirtschaftliche und soziale Probleme in Niederländisch Westindien /Jena, Gustav Fischer/. Sie befaßt sich besonders mit der Arbeiterfrage und arbeitet die ökonomische Bedeutung der indischen und japanischen Kuliarbeit für diese niederländische Kolonie sehr scharf heraus. Es fällt auf, daß der Verfasser von der Plantagenwirtschaft eine bessere Entwicklung erwartet als von einer Ausdehnung der landwirtschaftlichen Kleinbetriebe. Er begründet seine Stellungnahme besonders damit, daß dort eine eingeborene Bevölkerung, aus der die Bauernschaft sich rekrutieren könnte, nicht besteht, während die Einwanderer, namentlich die aus Ostindien, gewöhnlich so arm ins Land kämen, daß sie nicht in der Lage sind Bauernstellen zu erwerben. Zum großen Teil haben sie zunächst auch sehr wenig Arbeitslust; erst durch langjährige Erziehung gewinnen sie jenen Grad von Arbeitsfreude, der notwendig ist, wenn ihre Ansetzung auf Bauernstellen Erfolg haben soll.